

Lapislazuli

Nicht der gewonnene Krieg ist eine Realität,
sondern ein abgebranntes Bauernhaus.
Nicht die grossen Züge zeichnen die Wirklichkeit
eines Landes, sondern die unendlich feinen
Strichlein mitgelebten Alltags.

Sternenhimmelstein

Jossif Wladimirowitsch Tupow hatte das helle, angenehme Licht Sibiriens am 1. März 1965 in Chuschir auf der Insel Olchon erblickt. Damals gab es in diesem Fischerdorf Elektrizität, die in einem kleinen, thermischen Kraftwerklein erzeugt wurde. Seit drei Jahren verfügte nur noch der Gemeindepräsident über Strom, weil er sich eine Notstromgruppe leisten konnte, ferner ein pensionierter Beamter, der aus einem ausgedienten Speichenrad einer Bewässerungsanlage und irgendwo gefundenem Blech ein Windrad gebaut hatte, das einen kleinen Dynamo antrieb, wenn der Wind über das Maloe More blies, was zum Glück recht häufig der Fall war; im Winter mit seinen langen Nächten noch häufiger als im Sommer. Das Dorf wurde vom Netz genommen, nachdem die Stromrechnungen nicht bezahlt worden waren und die Zahlungen aus Moskau für den Unterhalt der Infrastruktur, vielleicht für den Bau der Villa des Gemeindepräsidenten, vielleicht für den Transfer auf ein sicheres Offshore-Konto Verwendung gefunden hatten. So stand denn auch die Fischfabrik still, weshalb Jossif vor zwei Jahren gezwungen gewesen war, eine andere Arbeit zu suchen. Er fand sie in jenem Steinbruch unweit des Baikals, wo unter anderem Lapislazuli abgebaut wurde.

Jossif wohnte mit zwei weiteren Arbeitern, einem Burjaten vom andern Ufer des Sees und einem Baschkiren, in einem Zimmer. Drei Eisenbetten mit Stahldrahtgeflecht und einer Matratze, in der eine Population von Wanzen ihr Reich gegen alle möglichen anderen bissenden und saugenden Insekten erfolgreich verteidigte, dicke, staubgeschwängerte Woldecken, ein Schrank aus Spanplatten, die, man weiss es nicht genau, mit Kunststoffolie, dunkel gebeiztes Birnbaumholz imitierend, oder mit echtem, lackiertem Birnbaumfurnier bezogen waren. Der Schrank war baufällig. Nur eine der beiden Türen liess sich öffnen, die andere hatte jemand zugenagelt, weil eines der Scharniere abgebrochen war. Ein roher Tisch, drei grobgezimmerte Hocker. Auf dem Tisch eine Aluminiumpfanne mit abgebrochenem Stiel, Tassen unklarer Herkunft ohne Untertassen, ein Glas, das vom vielen Gebrauch und wenigen Waschen undurchsichtig geworden war, drei emaillierte Blechtassen, ein Klappmesser, drei, vier Löffel und ein Stück Zeitungspapier, auf dem ein Klumpen Speck lag. Eine Dose Essiggurken, deren Deckel mit seinem vom Büchsenöffner gezackten Rand nach oben ragte. Eine Wodkaflasche, halb leer, in deren klarem Inhalt sich eine schwebende Schliere von Speichel abzeichnete, da die Sonne schräg durch das Fenster auf den Tisch fiel und die Utensilien darauf in ein unnatürlich anmutendes Licht tauchte, so dass man ein Stilleben des 19. Jahrhunderts vor sich zu haben glaubte. Als einziger Wandschmuck hing an einer der Wände, die mit Brettern verschlagen waren, mit einem Nagel befestigt, ein Kalenderbild, das eine nur mit einem Tanga bekleidete, russische Schöne in lockender Pose zeigte. Jossif war von der Arbeit zurückgekehrt und sass am Tisch, dachte nach. Er hatte heute eine selten grosse Platte Lapislazuli richten müssen, drei Zentimeter dick.

Die sei bestellt für die Schweiz, hatte man ihm gesagt. Wenn sie beim Sägen zerbreche, könne er gleich den Hut nehmen. Grosse, schneidbare Stücke Lapislazuli ohne störende Einschlüsse anderen Gesteins waren selten. Jossif hatte nur einmal im Leben etwas derartiges gesehen, als er mit den jungen Pionieren von Chuschir eine Reise nach Petersburg machen konnte, seine einzige Reise über den Ural. In der Isaaskathedrale hatte man ihm die Säulen aus Malachit und Lapislazuli am Ikonostas gezeigt und ihm, etwas herablassend lächelnd, gesagt, der blaue Stein komme aus der Gegend, wo er wohne.

Die Arbeit war Jossif gelungen. Nun sass er also da, schüttelte eine tote Fliege aus dem matten Glas, schenkte Baikalskaja ein. Er grübelte. Wo diese Schweiz genau lag, wusste er nicht. Er erinnerte sich noch an den Geschichtsunterricht. Lenin, hatte man erzählt, sei dort gewesen, in einer Stadt namens Zürich. Irgendwo in Westeuropa. Wie dort wohl der Wodka schmeckt, ob es Gurken gibt, was für Wurst, wieviel Lohn? Solche Fragen beschäftigten den Arbeiter. Einmal hatte er, bei seiner Mutter zu Besuch, am Fernsehen eine Sendung über diese Schweiz gesehen. Berge wie am nördlichen Baikalsee, Seen, unerhört saubere, mit neuen Automobilen vollgestopfte Städte, Kornfelder, so dicht, so satt, so voller fetter Ähren, wie er sie in Sibirien nirgends vorgefunden hatte. Und Kühe mit Eutern, die ihnen kaum das Gehen gestatteten. Was er noch von dieser Fernsehsendung im Kopf behalten hatte, kam ihm heute wieder in den Sinn. Strana tschudjes, Schlaraffenland, hatte seine Mutter nach jener Fernsehsendung gesagt und geseufzt.

Jossif wühlte mit seinem schwieligen Zeigefinger in der Dose. Dann griff er sich unter Zuhilfenahme des Daumens eine Gurke, die an der Oberfläche aufgetaucht war. Er stürzte das Glas Wodka hinunter, schob die Gurke nach. Dahin reist also meine Platte, murmelte er, stand auf und ging mit schwerem Schritt in den Vorraum der aus runden Balken zusammengefügt Behausung, entfachte Feuer im Kochherd.

Er setzte sich auf den Hocker aus Eisenrohr und einem Brett, den der Baschkire zusammengebaut hatte, rückte näher an den kleinen, mit einst weissem Kunststoff überzogenen Tisch und begann mit einem Küchenmesser Kartoffeln zu schälen, die in einem Jutesack am Boden lagen. Bald würden seine Kumpane kommen und er hatte heute Küchendienst.

Jossif war ein gedrungener, breitschultriger, leicht vornüber gebeugter Muschik, dem man eher fünfzig als fünfunddreissig Jahre gegeben hätte, mit schon etwas angegrautem, einst dunkelbraunem, drahtigem Haar, breiten Backenknochen und melancholischen, wasserblauen Augen. Er trug ein zerschissenes Baumwollhemd mit aufgekrempelten Manschetten, eine Kampfanzugshose, die er zusammen mit der Jacke von einem Soldaten gegen ein paar Pilze eingetauscht hatte, schwere Lederstiefel, welche man für etwas Geld vom Aufseher des Steinbruchs beziehen konnte. Kasjonnaja wjesch, Staatseigentum. Die letzte Rasur hatte er vor sechs Tagen vorgenommen. Es war Freitag. Morgen früh würde er sich wieder hinsetzen, um sich für den Sonntag sauber zu machen. Auch die Banja würde morgen eingehetzt werden.

Am Sonntag würde Jossif Brot, Speck, kalte Kartoffeln, Wodka und zwei, drei Gurken in seinen abgewetzten Rucksack stecken, seine selbst gebastelte Angelrute schultern und fischen gehen. Er kannte einen Ort an einem Bach, keine zwei Stunden von hier, wo es Forellen gab und von wo aus man einen traumhaften Blick auf den Baikalsee geniessen konnte. Dort würde er sitzen und über die Reise nachdenken, die seiner Platte aus Lapislazuli bevorstand, würde sich langsam in eine entspannte Stimmung hinein trinken und neue Kräfte sammeln für die nächste Woche im Steinbruch. Er würde über die wilden Bienen nachdenken, die emsig von Blume zu Blume flogen und in kluger Voraussicht des

kommenden Winters Vorräte sammelten, so ganz anders als die Menschen, die alles, was sie auf dem Planeten fanden, sofort aufbrauchten und keinen Gedanken über die kommenden Generationen verloren, denen einmal nichts mehr übrig bleiben würde, die sorglos und gewalttätig die Flüsse und den märchenhaften Baikal verschmutzten und einander bei jeder sich bietenden Gelegenheit umbrachten, statt miteinander darüber zu reden, wie man die Natur gesund und reich erhalten könnte, von der doch Alle abhingen. Über Politik allerdings würde er nicht sinnieren, denn die geschah weit weg von seiner Welt irgendwo in Moskau und Petersburg, diente, so nahm er an, vor allem den Mächtigen und Reichen dazu, Schätze anzuhäufen und all das Geld aus dem Land zu bringen, das man hier so gut brauchen könnte, damit es die Menschen mit dem Alltag etwas leichter hätten. Er wusste vom Geschichtsunterricht her, dass das in Russland eigentlich immer so gewesen war und dass ein kleiner Mann wie er auf sich selbst und seine Beziehungen zur Familie, zum Vorgesetzten und zum Glück angewiesen war, um nicht zu Grunde zu gehen. Auch ein Buch würde er nicht in den Rucksack stecken. Er besass auch keines. Die Natur und ihre vielen Wunder genügten ihm als Lesebuch. Wenn er Lust hatte, seinen Horizont auszuweiten, legte er sich nachts unweit der Hütte auf den Rücken und liess seinen Blick in die Unendlichkeit des Alls eindringen, beobachtete die Sternschnuppen, die immer wieder versuchten, auf der Erde zu landen und dabei verbrannten wie die Nachtfalter in der Flamme der Kerze auf seinem Tisch. Woher diese Boten aus andern Welten wohl gekommen sein mochten? Welche Nachrichten sie den Menschen überbringen möchten? Warnungen? Weisheiten? Den Schlüssel für die Überwindung all des Elends, das sich auf der Welt eingenistet hatte wie eine Flechte? Ein Student hatte ihm einmal erzählt, dass sich das Weltall mit seinen Sternen immer weiter ausdehne und irgend einmal wohl wieder in sich zusammen falle. Darüber sann er nach, stellte sich dieses Weltall vor als unerhört grossen Organismus, der da unendlich langsam einatme, wachse, um dann ebenso langsam wieder auszuatmen und in sich zusammen zu fallen. Ja, er dachte, dass es vielleicht ausser diesem einen Universum noch unzählige andere gebe, die alle im Raum sassen und atmeten. Manchmal, wenn er es müde geworden war, sich den Kosmos vorzustellen, versuchte er die Lebensregeln der Insekten, Vögel, Pflanzen und Fische zu ergründen, die er beobachtete und über die er seiner Mutter stundenlang erzählen konnte, wenn er bei ihr zu Besuch weilte.

Jossif hatte es gut. Es war Sommer. Im Winter war die Bewegungsfreiheit der Kälte wegen eingeschränkt. Der Baikal lag dann wie eine riesige, grünbläuliche Glasplatte da, durch die man sich, wenn man Beziehungen hatte, ein Loch bohren lassen konnte. Unten im Dorf am Ufer stand ein Schlitten, auf dem ein Diesel und ein kleiner Bohrturm montiert waren. Ein Traktor musste das Gefährt aufs Eis ziehen. Durch das gebohrte Loch warf man Köder, der die Fische anzog, die man zu angeln beabsichtigte. Vor allem den leckeren Omul. Oft ging ein kalter Wind, so dass man es nur in einem Zelt aus Plastikplanen länger als eine Stunde aushielt. Manchmal konnte man auch ein noch nicht wieder zugefrorenes Loch von einem Fischer erben, der sich zum Aufwärmen nach Hause begeben wollte. Liess man ein Loch ein paar Stunden unberührt, fror es wieder zu, war verloren.

Marmorbruchbesitzer und Natursteinhändler Giovanni Betta hatte sein Geschäft vom Vater übernommen, zusammen mit einschlägigen Beziehungen zu guten Kunden. Der Vater war nicht nur ein guter Geschäftsmann gewesen, sondern auch ein höchst instinktsicherer Börsianer. Jeden Tag war er nach dem Frühstück und der Lektüre der Wirtschaftsteile der Neuen Zürcher Zeitung, der Frankfurter

Allgemeinen und der New York Times zur Bank gegangen, um seine Transaktionen zu machen. Er hatte nichts von all den Indizes gehalten, die als Prognoseinstrumente feilgeboten worden waren, sondern sein Leben lang an einem eigenen Index herumgefeilt - mit Erfolg. Nach einem seiner Anlageerfolge war er denn auch, überglücklich, nach dem Verlassen der Crédit Suisse am Paradeplatz tot zusammengebrochen, hatte seinem Sohn den Weg zum Erfolg frei gegeben.

Giovanni sass im Bademantel am Tisch der in Chromstahl und rauchquarzfärbigem Glas gehaltenen Wohnküche, blickte vom Kilchberger Hügel hinab auf den See, schlürfte seinen Espresso. Der Bäcker hatte zwei frische Brötchen vor die Haustür gelegt, eines für ihn, eines für seine Frau, die noch im Badezimmer mit ihrem Make-up beschäftigt war.

Giovanni war fünfunddreissig, hatte schwarzes, zurückgekämmtes Haar, ein scharf geschnittenes Tessiner Gesicht mit dunklen Augen, einen äusserst exakt gepflegten Dreitagebart. Er sass aufrecht, denn seine Muskulatur war vom Krafttraining und vom Tennisspielen harmonisch gestählt. Das Handy läutete. Giovanni nahm ab. „Ja, ich komme in einer knappen Stunde, wenn es keinen Stau gibt.“

Er ass sein Brötchen zu Ende und ging ins Ankleidezimmer.

Im hellbeigen, seidenen Rollkragenpullover, einer schwarzen Hose und einem grauen, weichen, italienischen Veston stieg er die Treppe hinunter zur Garage, setzte sich in seinen deutschen Sportwagen und drückte auf den Knopf für den Toröffner. Es war Freitag. Seine Frau würde ihn zum Mittagessen im Orsini treffen und das Gepäck mitbringen, das er ihr schon vor dem Frühstück in den grossen Wagen gepackt hatte. Sie würden am Nachmittag mit einem Liegenschaftsverwalter und einem Zürcher Stararchitekten nach Sharm-el-Sheik zum Golfen fliegen. Giovanni mochte Golf nicht besonders, doch er wusste, dass man im Kreise der Golfspieler leicht gute Aufträge ergattern konnte.

In der Bar des Hotels Savoy am Paradeplatz sassen Betta, der Innenarchitekt und der Verantwortliche der Credit Suisse für die Neugestaltung des Etablissements. Die neue Theke sollte der Hit des gediegenen Interieurs werden. „Lapislazuli ist ein wunderbar eleganter Stein“, meinte der Verantwortliche. „Ist die Ware eigentlich schon da?“

„Kommt heute abend an“, lachte Betta. „Dank Ihren Beziehungen in Russland per Flugzeug - ohne Mehrkosten.“

Der Innenarchitekt kramte die Pläne aus der Mappe. Die drei Herren neigten sich darüber und gingen die wichtigsten Schritte des Umbaus nochmals durch, bevor sie sich zum Essen ins Orsini begaben, wo Frau Betta schon bei einem Glas weissem Trévallon sass und im „Hochparterre“ blätterte.

Die kleine Stube der Zweizimmerwohnung in einem alten Irkutsker Srub, einem jener zweistöckigen Holzhäuser mit den hübschen, weiss gestrichenen Laubsägenfensterrahmen, die es noch in ein paar Strassen gab, war zum Bersten voll.

Jossifs Mutter Valentina, ihre Schwester Sonja und die Frau eines seiner Freunde hatten den ganzen Nachmittag in der kleinen Küche gewirkt. Randensalat, russischer Salat, marinierter Fisch, Gurken, Tomaten, selbst eingemachte Pilze, halbe Eier mit ein paar Körnchen gelben Kaviars, aufgeschnittener Speck, geräuchte und gekochte Wurst, zu einer Blume auf einer Blechplatte arrangiert, eine Flasche Champanskoje, drei Flaschen Wodka waren auf dem Salontisch aufgebaut. Zwei grosse Flaschen Baikawasser, garantiert aus 300 m Tiefe heraufgepumpt und naturrein, so verkündete es das Etikett, standen darunter auf dem abgewetzten Maschinentepich. In einer Keramikvase mit zwei Henkeln, deren einer abgebrochen war und auf der ein Abziehbild das Dekabristenhaus

und die Aufschrift Irkutsk zeigte, steckten zwei rote und drei weisse Gladiolen. Auf dem mit grünem Plüsch bezogenen, schon recht abgewetzten Sofa sassen vier Frauen, eine davon Jossifs Schwester, unverheiratet, als Lehrerin tätig, drei Ehefrauen der geladenen Männer. Auf den Stühlen, die zum Teil, wie auch das bunt zusammengewürfelte Geschirr, bei den Nachbarn ausgeliehen worden waren, hatten sich fünf Männer niedergelassen, zwei alte Schulfreunde, zwei Kameraden aus der Zeit des Militärdienstes und ein ehemaliger Mitarbeiter in der Fischfabrik von Chuschir, der mit Jossif zusammen weggezogen war und nun in Irkutsk arbeitete. Drei Kinder kauerten vor dem Schwarzweiss-Fernseher sowjetischer Bauart, der in der berühmten pansowjetischen Wohnwand aus dunkelbraun furnierten Spanplatten stand: Unten die Kästchen mit windschiefen Türchen, ein Schrank, der sich nicht mehr ganz schliessen liess, eine Glasvitrine, die normalerweise die Wodka- und Wassergläser beherbergte und an deren einem Schiebeglas eine Ecke abgesplittert war, in der sich jetzt nur noch ein Ehrenbecher des Fussballclubs aus Stahlblech befand, ein paar Tablare mit Nippes, Erinnerungen von Ausflügen mit dem Sportverein oder aus der Pestschanaja Buchta, wo Valentina mit ihrem verstorbenen Mann früher die Ferien verbrachte, weil ihre Schokoladefabrik dort ein kleines Sanatorium besessen hatte, ein Hochzeitsfoto in einem mit Trompetengold belegten, gepressten Blechrahmen. Jossifs Mutter wirkte in der Küche, von wo der appetitanregende Duft eines im Ofen brutzelnden Huhns in die Stube drang. Ein Stuhl war noch leer. Die Frauen plauderten über die steigenden Lebensmittelpreise, ihre Probleme mit der Kleiderbeschaffung, mit den Kosten, welche die Kinder verursachten. Sie klagten darüber, dass das Wasser immer wieder abgestellt wurde und der Druck nicht mehr reichte, um den Gasbrenner im Durchlauferhitzer einzuschalten. Die Männer palaverten über den Irkutsker Fussballklub und tauschten Erfahrungen über den Bau einer Banja aus, warfen dann und wann einen sehnsüchtigen Blick auf die Flaschen mit dem Stoff, der ihr Leben erst richtig lebenswert machte. Kurz: Hier war das soziale Netz Jossifs versammelt, auf das er sich verlassen, dessen Mitgliedern er vertrauen konnte und die er gern hatte.

Alle warteten auf Jossif. Er hatte Geburtstag. Ohne ihn konnte man nicht zu essen und erst recht nicht zu trinken beginnen. Eigentlich hätte er gestern anreisen sollen, doch der Lastwagen, der die Lapislazuliplatte zum Irkutsker Flughafen bringen musste und dessen Fahrer sich bereit erklärt hatte, ihn mitzunehmen, konnte wegen eines Getriebeschadens nicht fahren. Die halbe Nacht hatten der Fahrer und Jossif gearbeitet, bis das defekte Zahnrad ausgewechselt war. Dann hatten sie die erfolgreiche Reparatur mit etwas rohem Omul und Wodka gefeiert und waren losgefahren.

Es läutete. Jossif trat ein. Seine Kampfanzugshose hatte er gestern nacht noch gewaschen, ein frisches T-Shirt mit der Aufschrift Columbia-University angezogen. Es stammte von einem amerikanischen Rucksacktouristen, als Dank dafür, dass er ihm seine Tätigkeit im Steinbruch erklärt und ihm ein Nachtlager besorgt hatte. Es wurde nur bei besonderen Gelegenheiten aus einer zerknüllten Plastictüte genommen. Stürmisch begrüßte und beglückwünschte die Runde den Jubilaren. Das Fest konnte beginnen. Die Kinder übersangen den Werbespot für irgend ein Hundefutter, der aus dem Fernseher daherscherbelte, mit einem Geburtstagslied, während einer der Männer die Wodkagläser füllte und den Champanskojepropfen aus Plastik an die Decke knallen liess, wo er im Gips eine kleine Delle hinterliess.

„Die Zeiten sind schlecht“, sagte Jossif, der mit seinem randvollen Glas in der Rechten und einer Gurke in der Linken da stand, „alles wird teurer, nur die Löhne steigen nicht. Umso mehr freut es mich, dass ihr alle zu meinem Geburtstag hier

versammelt seid. Ich denke oft an euch dort hinten im Steinbruch. Bleibt gesund und lebt lange. Und wünscht mir, dass ich im Herbst nicht gefeuert werde, wenn der Winter hereinbricht.“

Die Männer kippten ihren Wodka hinunter, schoben Gurke oder Wurst nach. Die Frauen nippten an ihren Sektschalen.

Am Eröffnungsabend der neuen Bar des Savoy mit ausgewählten Gästen kamen zwei Börsianer ins Gespräch.

„Geil, der blaue Stein.“

„Soll aus Russland kommen, habe ich gehört.“

„Gar nicht gewusst, dass die ausser Geld und Gas noch etwas zu exportieren haben. Warst Du schon mal dort?“

„Mal kurz, für einen Kunden, so einen Neureichen. Petersburg, Hotel Europei-skaja. Huren gibts dort, sag' ich dir. Unglaublich. Die machen dir alles und wollen dich dann gleich heiraten.“

„Hast du nicht vergessen, dass nächsten Samstag meine Geburtstagsparty abgezogen wird, Nino? Wen wirst Du mitbringen? Die Sandra oder deinen Lustknaben? Wie heisst er schon wieder?“

„Den Serge? Nein, der stahl mir meine goldene Armbanduhr. Habe ihn rausgeworfen und verzeigt. Jetzt sitzt er in Auslieferungshaft. Keine Papiere. Vielleicht werde ich mit einer Tschechin kommen.“

„Neu?“

„Ganz neu. Total pervers. Und Beine, sag' ich dir.“ Nino machte mit der rechten, flach ausgestreckten Hand eine Bewegung von unten nach oben bis zur Höhe seines Krokogürtels.

„Es wird hip, kann ich dir versichern. Wir machen die Party in Benis Villa in Zumikon. Das Rive Gauche macht das Catering. Sid bringt das Coke. Und die ganze Szene wird da sein.“

Übrigens“ - der Sprecher senkte die Stimme und näherte sich dem Ohr seines Nachbarn - „verkaufe die CCW, am besten noch heute nacht, und buche gleich Ascolino.“

„Ah? News?“

„And hot ones!“

Die Männer waren etwas angetrunken. Während Valentina das Huhn aufschneidet, stimmte Jossif das erste Lied an. Damit war das Schicksal des Abends besiegelt. Ein Lied würde auf das andere folgen. Zwei der drei Frauen sangen in einer Volksmusikgruppe, hatten kristallklare, geübte Falsettstimmen. Wenn sie ihre alten, sehnsüchtigen Weisen vorbrachten, herrschte Stille am Tisch. Die Blicke schweiften in die Ferne, durchdrangen die Blumentapete, die Holzbalken, flogen über die Angara zum Baikal, verloren sich in den sanften Hügeln des Primorski Chrebet, verirrteten sich in den Wäldern der Bargusiner Berge, schwangen sich auf zu den Gipfeln, die den mit Wasser gefüllten Riss in der Erde im Nordosten säumten.

Jossif erzählte zwischendurch von seiner Platte. Alle hatten irgend etwas von jener Schweiz gehört, wo sie nun wohl schon gelandet war, wo das Geld der Neuen Russen hinströmte, wo man sich solche Steine leisten konnte. Strana Tschudjes, Schlaraffenland, was soll's.

Heinz Baltensberger und seine Pariser Kollegin Ariane Rastignac fachsimpelten über den Kunsthandel.

„Diese Bar ist Zürich in Reinkultur“, flüsterte Baltensberger. „Protzig, gediegen, gestylt, langweilig. So wie die Wohnungen meiner Kunden. Du hast es aber wohl noch schwerer als ich.“

„Wieso?“

„Ach, hier kauft doch jeder jeden Mist. Nur das Marketing muss stimmen. Die Leute haben nicht den Anflug von Ahnung über Kunstgeschichte, halten alles für neu, was gerade in einer Lebensart-Kolumne hochgejubelt wird, halten den Trend für ihren eigenen Geschmack. Schau dich mal in den vielen Galerien um, die wir in unserem Kaff haben. Was da doch alles an nicht-gegenständlicher Phantasielosigkeit herumhängt. Zum Heulen. Und es wird gekauft, sage ich dir, denn überall schreien leere, weisse Wände, Marmorböden, Glas- und Chromstahltreppen nach farbigen Klecksen oder einer ausgeflippten Skulptur. Man muss ja etwas vorzeigen, wenn Besuch kommt.“

„Und die Alteingesessenen? Ich war vor ein paar Jahren bei einem Escher eingeladen, der ein Meissener Porzellanservice schätzen lassen wollte. Er zeigte mir eure Stadt und führte mich auf dem Rundgang in ein Haus, dessen Name irgend etwas mit escargots zu tun hat. Da hingen Wappenscheiben mit Familienwappen der, wie er sagte, staatstragenden Kräfte.“

„Du meinst den Schnecken? Da hängen die tatsächlich. Keine besonders interessanten Kunden für mich. Die leben ihr eigenes Leben, vermehren seit Jahrhunderten ihre Millionen, hüten die Ölschwarten, die ihre Vorfahren bei verschuldeten Künstlern an Zahlungs Statt hatten anfertigen lassen. Wenn die sich einmal durchringen, Geld für Kunst auszugeben, dann kommen sie zu dir an die rue St. Honoré oder gehen zu deinem Kollegen an der Place des Vosges. Die kaufen inkognito sichere Werte und bestimmt nicht den Ramsch, den man heute so produziert. Hast du schon gesehen, was aus Baselitz geworden ist?“

„Den habe ich nie gemocht. Ein Karrierist.“

„Jetzt hängt er in Klosterneuburg ein paar neuere Bilder um 90 statt um 180 Grad gedreht auf. Genial, nicht?“

Die beiden lachten.

„Schau, Ariane, der Junge dort drüben wird nächste Woche seine Geburtstagsparty feiern. Er hat mich auch eingeladen. Der verdient Geld, sage ich dir. Man munkelt, er sei in Insidergeschäfte verwickelt, aber du weisst, was es mit den Gerüchten an sich hat, die da ausgestreut werden: Jeder gegen jeden. Alle schlafen sie miteinander und legen einander Fallstricke, wo immer sie können.“

„Ein Kunde?“

„Und wie. Der nimmt mir ab, was ich weg haben will. Hat noch nie etwas von russischer Avantgarde, von Duchamp und Dada gehört, hält jeden Gag für neu, den die alten Knacker am Anfang des 20. Jahrhunderts erfunden hatten“

„Warum gehst du nicht an die Party?“

„Die Nacht kann ich mir schenken. Die Leute sind mir alle bekannt. Wer bei mir kauft, wird auch bei mir kaufen, wenn ich nicht hingehe. Und die andern werden bei mir kaufen, wenn meine Kunden mehr Geld verdienen als sie. Und weisst du, die Party wird wie Sodom oder Gomorrah. Völlig geschmacklos. Übrigens: Weisst du, warum sich der Geldadel so gern einen zeitgenössischen Künstler hält?“

Ariane schaute ihn fragend an.

„Da ist noch immer der alte romantische Künstlermythos dran schuld, den die Leute, die wir den Anwälten, Ärzten und Börsianern als grosse Durchbruchhoffnungen andrehen, auch fleissig pflegen, vom Outfit bis zur Promiskuität, von der dreckigen Wohnung bis zum Saufen: Der Künstler, noch besser heute: die Künstlerin leben stellvertretend für ihre Auftraggeber ein aus deren Sicht interessantes Leben jenseits der eingeschliffenen Konvention.“

„Ach so!“, sagte Ariane. Sie hatte nur halbwegs hingehört, weil sie bemerkte wie das Geburtstagskind die Bar in Richtung Toiletten zu verlassen im Begriff war. Sie stand auf.

„Ich komme gleich zurück.“

Während Heinz an seinem Gläschen Balsamico herumschnüffelte, sprach Ariane im Foyer den Börsianer an.

„Ich hörte von Ihnen. Sie sind ein grosser Kunstliebhaber.“

„Ah ja? Von wem haben sie das? Wer sind sie?“

„Man kennt die Menschen mit Geschmack in unseren Kreisen. Darf ich ihnen meine Karte geben. Wenn ihr Weg sie wieder einmal nach Paris führt... Es wäre mir eine Ehre.“

Geschmeichelt steckte der Börsianer die Karte ein. „Ausgezeichnet, vielen Dank. Ich bin eigentlich in guten Händen, aber manchmal kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass mein Kunsthändler langsam etwas ausgeleiert sei. Auf Wiedersehen.“

Frischzellenkur fürs Gemüt

Zwei, die nicht an der Eröffnungsfeier der Savoybar teilgenommen hatten, weil ihre Kreise sich nicht mit denen dieses Zürich prägenden Segments deckten, packten Koffer. Die Arbeit musste mit grosser Umsicht geleistet werden. An die Geschenke für die mutmasslichen Gastgeber war genauso zu denken wie an die Medikamente, an die Filme, die Ersatzbatterien für die Kameras und das Blitzlicht, an den Tauchsieder, an das Taschenmesser mit Korkenzieher, an den Verschluss für geöffnete Wodkaflaschen, die man nicht leer trinken mochte, und die Moskitonetze für alle Fälle. Schon vor ein paar Wochen hatten sie angefangen, die Dinge, die nicht vergessen werden durften, auf einem Sims aufzuhäufen, hatten sich Gedanken über die Geschenke gemacht und sie nach und nach eingekauft. Es galt zu wissen oder sich mindestens vorzustellen, was zu wem passen, wer was brauchen könnte. Das war nicht immer ganz einfach und bedurfte einiger Telefonate mit Freunden in Nowosibirsk, welche die Leute schon kannten, bei denen man zu Gast sein würde. Es gab auch einige Dinge, die man unbesehen und mit der Gewissheit mitnehmen konnte, Freude zu machen: Kartoffelschäler, gute Küchenmesser, Fotos aus Schweizer Städten oder von Schweizer Bergen, ja überhaupt kleine Schweizer Souvenirs, die dann in der Vitrine in der Wohnwand ausgestellt und die Empfänger immer wieder an die Gäste aus der Schweiz und an das, was man mit ihnen erlebt hatte, erinnern würden.

„Reisen wir eigentlich in die Ferien oder nach Hause?“, fragte Ulrich.

Verena lächelte: „Ich bin froh und dankbar dafür, dass wir in unserem stillen Winkel im Auge des Stadtwirbels wohnen können. Ich bin hier zu Hause, auch wenn ich mich jedes Jahr riesig auf die Ferien in Russland freue. Der Garten, die Stille, die Spaziergänge dem Bach entlang an den See oder auf die Forch sind meine Lebensgrundlage, das weisst du. Die Szenebars, die gestylten Modeboutiquen, die Oenotheken, die wie Pilze aus den Altstadt Häusern schiessen, die Restaurants mit all ihren mehr oder weniger erlesenen Speisekarten allerdings können mir gestohlen werden.“

„Zudem gibt es die immer mehr auch dort, wenigstens in den grossen Städten. Aber was unser Zürich anbelangt - ein eigenartiges Volk gibt hier den Ton an. Immer vorlauter, dreister, hohler und, nota bene: korrupter. Die Inkarnation der Kolumne ‚Lebensart‘ der „Voice of America“ - so nannte Ulrich die Neue Zürcher Zeitung. „Alle verdienen sie einen Haufen Geld, das sie dann, von

Werbetrommlern mit vertiefter Kenntnis der emotionalen Löcher des Zeitgeistlers aufgeputzt, wieder denen zutragen, die hinter ihren Arbeitgebern stehen. All die Glücksritter und Mächtigerne-Oberschichtler werden trotz ihrer zynischen Geldvermehrungswut nicht einmal reicher. Lediglich die Symbole ihres Status, die als Gestell für den gepflegten Körper herhalten müssen, den von innen nichts hält, werden grösser, teurer, ausgefallener, schneller.“

„Ich glaube, dass du einen Tapetenwechsel wirklich nötig hast, Ulrich, ein Heilbad im Paradigma des Weiblichen.“

„Manchmal komme ich mir am Arbeitsplatz vor wie ein Fossil oder ein Meteorit von einem andern Planeten, der unnütz geworden und explodiert ist. Es ist schwierig, Kommunikation zu unterrichten, wenn man keine Kommunikationspartner hat. Ich ertrage das ewige Small-Talk über Schlankheitskuren, Fitness, Golfplätze, Autos, Designer-Teekessel, Modeboutiquen und Badestrände nur schwer. Was meinst du mit dem Weiblichen?“

„Ich habe da so meine Assoziationen. Mann - Frau, West - Ost, Aufklärung und Rationalität - Instinkt und Verbundenheit mit den Geheimnissen der Natur, Egoismus und Masslosigkeit - Selbstbeschränkung und Verzicht, Messianismus - Nachsicht gegenüber dem Anderen, Anhäufen von Gütern - Teilen mit denen, die man liebt.“

„Die Baikalkarte muss mit. Kürzlich habe ich irgendwo gelesen, die Savoy-Bar sei mit einer Bartheke aus Lapislazuli ausgestattet worden, wohl um die gepflegten Hände der Investoren und die Diamanten der Nutten auf gutem Hintergrund zur Geltung zu bringen, wenn sie ihren Champagner zu sich nehmen. Vielleicht finden wir den Steinbruch, wo Lapislazuli abgebaut wird. Der muss irgendwo in der Nähe des Baikals liegen.“

„Kaum. Um was du dich doch alles kümmerst! Ich würde lieber die Freskenmalereien der Urbevölkerung betrachten, aber der Zugang zu den Höhlen ist den Archäologen vorbehalten - aus verständlichen Gründen.“

„Vor zwei Jahren trafen wir doch in Listwjanka einen Händler, der Lapislazulischmuck feilbot. Wahrscheinlich liegt der Steinbruch nicht weit weg. Aber eben: Wir werden auf der andern Seite des Sees erwartet.“

Sag` mal, Verena: Einmal abgesehen von unserem gemütlichen Winkel hier - könntest du dir vorstellen, in Sibirien den Rest des Lebens zu verbringen?“

„Wenn ich noch jung wäre, ja. Am ehesten auf einem Dorf, wo ich schon Leute kenne. Und du?“

„Fast 50 Jahre habe ich einen Teil der Ferien im gleichen Bergdorf am Sustenpass verbracht, zuerst mit meinen Eltern, dann mit Freunden, zuletzt mit dir und den Kindern. Meine Mutter war zwei Mädchen Patin, hat dort oben die Handweberei gelernt. Mein Vater richtete vor dem zweiten Weltkrieg das erste Radiogerät der Gemeinde im Schulhaus ein, und so weiter. Und trotzdem sind wir Fremde geblieben, die man betrog, wenn es gerade nützlich war. Ich glaube, wir könnten ewig lang in einem russischen Dorf leben und würden Fremde bleiben. Wenn schon, dann müssten wir in eine Stadt ziehen.“

„Auch in der Stadt wäre es schwierig. Denke an die Verwaltung, mit der man sich herumzuschlagen hätte. Dazu kommt, dass wir in Russland fast immer in Kreisen aufgehoben sind, die unseren Interessen entsprechen. Wir verbringen die Tage mit Menschen, die intelligent, gebildet und tüchtig, aber noch nicht von jenem heillosen Individualismus erfasst sind, der uns prägt, deren Absenz von Interesse an Ikonen des Konsums uns ebenso gefällt, wie ihre Verbundenheit mit dem Wald, den Seen und den Ahnen. Lass` uns ihre Gäste und ihre Gastgeber bleiben. Vielleicht nähme uns die Teilhabe an ihrem Alltag unsere Illusionen. So, mein Koffer ist fertig.“

Verena klappte die beiden Schalen zusammen und stellte ihn auf die Personenwaage.

„19,8 Kilo. Perfekt.“

„Pass auf, wir müssen in Moskau umsteigen. Dort muss auch das Handgepäck auf die Waage. Können wir nicht etwas Ballast ablassen?“

„Bitte, versuche es bei dir.“

„Dann lassen wir es eben. Und wegen Russlands: Für mich ist es so etwas wie eine Emotionalitätsprothese geworden.“

Verena lachte über den Begriff. Auch sie konnte sich ihr Leben ohne die regelmässigen Kontakte mit den russischen Freunden kaum mehr vorstellen und sehnte sich mit jedem Monat mehr nach dem nächsten Ferienbeginn.

Dies Jahr hatten sie es beide nicht bis zum Sommer ausgehalten und beschlossen, im April einen alten Bekannten aus Kiew in Petersburg zu besuchen, wo er, ein eingefleischter Petersburger Historiker, eine befristete Stelle als Fahrer der ukrainischen Botschaft ergattert hatte - dank seiner Frau, einer Mitarbeiterin des ukrainischen Grenzpolizeicorps mit vielen ebenso unklaren wie wirksamen Beziehungen.

Um dem Historiker Umtriebe mit der Beschaffung der Visa und der Unterkunft zu ersparen, hatten sie den Flug zusammen mit einem Zimmer in einem Hotel gebucht, das am Ufer der Newa lag und von dem aus man auf das Smolny-Kloster auf der andern Seite des Stroms blicken konnte. Im ehemaligen Leningrad hatte vor 15 Jahren ihre Liebe zu Russland zu keimen begonnen. Beide waren sie schon lange nicht mehr dort gewesen und neugierig zu sehen, ob sich diese Stadt auch so stürmisch entwickelt habe wie Moskau. Sie stellten fest, dass die globale Umwandlungswut noch nicht so radikal gewirkt hatte wie in Moskau. Viele alte Gebäude waren sorgfältig renoviert worden. Peter der Grosse hatte die Stadt vor 300 Jahren mit unsäglichen Opfern an Menschen als Tor zum Westen und Absage an den Moskauer Konservatismus aus dem Boden gestampft. Seit der Oktoberrevolution beanspruchte Moskau dieses janusköpfige Privileg wieder für sich und siehe da: Die Geldströme aus dem Westen fliessen alle über Moskau, wo sie langsam im Moorboden der Verwaltung und Politik versickern.

In der unwirtlichen Metropole an der Newamündung lebten alte Freunde, die schon lange besucht werden wollten. Der Mann aus Kiew, der eigentlich aus Ladoga stammte und in Leningrad studiert hatte, war ein ehemaliger Berufskollege Ulrichs - er hatte im Amt des Innenministeriums gearbeitet, das für die Verwaltung der ukrainischen Anstalten für den Jugendstrafvollzug zuständig war.

Petersburg war und ist nicht Russland, sondern, vielleicht ein bisschen wie Wien, eine Art Bandscheibe zwischen West und Ost und geprägt von einer gewissen vornehmen Kälte, die manchen Literaten dazu geführt hatte, sie als Kopf und Moskau als Bauch Russlands zu bezeichnen. Wie dem auch sei: Der Abstecher an die Newa konnte die Sehnsucht der beiden nach dem ungestümen, vom ewigen Kampf gegen eisige Winter, heisse Sommer, Stechmücken und die Wechselfälle der Politik gestählten Russland nicht stillen, die nun Befriedigung suchte.

Das Ziel war in greifbare Nähe gerückt. Morgen abend würden sie in Nowosibirsk in der ihnen so wohl bekannten Wohnung sitzen und Europa fürs erste einmal vergessen.

Als die Koffer und Taschen endgültig zugeschlossen und auf die Personenwaage gestellt worden waren, zeigte diese 35 kg mehr als erlaubt an, wenn man das Handgepäck mit wog. Die Koffer allein waren nicht schwerer als die vorgeschriebenen 20 kg pro Stück. Die lange Erfahrung der Reisenden mit dem Füllen der beiden abgewetzten, schwarzgrauen Gefässe hatte sich bewährt.

Am Check-in fragte Verena, ob die Koffer gleich bis Nowosibirsk durchgeschickt werden könnten, was die junge Angestellte mit selbstbewusstem Strahlen bestätigte. Das sei kein Problem.

Ulrich nahm diese Information mit Skepsis entgegen. Man musste in Moskau vom internationalen zum Inlandflughafen auf eigene Kosten mit einem Taxi oder im Bus um das halbe Pistenystem herumfahren und dabei zweimal durch die Pass- und Gepäckkontrolle gehen, denn in Russland gab es für die Inlandflüge keinen Zoll. Er konnte sich nicht vorstellen, dass die zuständige Administration es schaffen würde, das Gepäck der weiterreisenden Passagiere zu sortieren, zu transportieren und noch zum richtigen Flugzeug gelangen zu lassen.

Verena liess sich nicht beirren und beauftragte die Angestellte, die Koffer mit Nowosibirsk anzuschreiben.

„Du wirst sehen, Verena“, quengelte Ulrich, „mit den Koffern gibt es einen Flop.“
 „Jetzt sind sie weg. Da ist nichts mehr zu ändern. In zwei Tagen werden wir es wissen.“

Zürich-Nowosibirsk

Die seit langem ersehnte, dritte Reise an den Baikalsee war sorgfältig vorbereitet worden. Schon im Sommer 1998 hatten sie nach der abenteuerlichen Autofahrt von Moskau über Saratow, Togliatti, Omsk bis Nowosibirsk mit Alexej Wladimirovitsch und seiner Frau Nadjeschda Andrejewna darüber diskutiert, wie sie ihr Wunschziel, die Halbinsel Swjatoi Nos, deren Berg, von dem aus man eine atemberaubende Aussicht auf See und Berge haben sollte, Ulrich unbedingt besteigen wollte, trotz zweier Misserfolge doch noch erreichen könnten. Die erste Reise hatten sie auf der Insel Olchon ganz unvermutet abbrechen müssen.

Nadjeschda hielt es nicht mehr aus und drängte nach Nowosibirsk zurück, um dort die unangenehmen Probleme am Lehrerinnen-Fortbildungsinstitut, dem sie vorstand, vor Semesterbeginn zu lösen. Obwohl sie einer Ruhepause dringend bedurft hätte, vermochte sie nicht, die nötige innere Distanz zu ihrer Arbeit zu gewinnen, fand keine Musse für eine Fahrt nach Ust Barguzin, wohin nur einmal pro Woche ein Tragflügelboot fuhr. Beim zweiten Versuch, als sie mit einem Trimaran auf dem See herum kreuzten, hatte plötzlich die Mannschaft gestreikt, als das Ziel schon fast mit Händen zu greifen war. Der Kapitän hatte sich offensichtlich davor gefürchtet, Ust Barguzin anzusteuern, sei es, dass er den Burjaten misstraute, von denen es in Ust Barguzin viele gab, sei es, dass er dort einfach kein Beziehungsnetz hatte.

Glückliche Umstände fügten es, dass Semjon Iwanowitsch, ein junger Ökonom, erfolgreicher Geschäftsmann und begnadeter Liedersänger, der während seines Studiums in Akademgorod weit häufiger bei Nadjeschda und Alexej als im Studentenheim gewohnt hatte, im Herbst des Vorjahrs eine Nowosibirsker Schauspielerin gehehlicht hatte. Seine Eltern, Tamara Andrejewna und Iwan Iwanowitsch, die in Kischinga in der Burjatischen Republik lebten, waren für die Hochzeitsfeier nach Nowosibirsk gereist, wo Nadjeschda und Alexej sie bei sich einquartiert hatten. An Gesprächsstoff herrschte kein Mangel und eines Nachts stellte Aljoscha seinem Gast bei Wodka und Pelmeny ganz beiläufig die Frage, ob er Mittel und Wege wisse, um auf der burjatischen Seite des Baikalsees eine Reise zu organisieren. Wie Verena und Ulrich am nächsten Tag per Telefon erfuhren, hatte Iwan Iwanowitsch, vom Projekt begeistert, spontan entschieden, die Reisenden zu begleiten und die Sache unverzüglich an die Hand zu nehmen. Oh, heiliges Russland - wie schnell werden deine Sehnsüchte und Wünsche bei einem Glas Wodka in trauter Runde zu virtuellen Wirklichkeiten!

Um die Unfähigkeit der Russen in Sachen langfristige Planung wissend, fragten Verena und Ulrich im Verlauf des Winters und Frühjahrs Aljoscha dann und wann mit leicht zweifelndem Unterton, ob die Reise an den Baikalsee eigentlich zustande komme. Regelmässig erhielten sie beruhigende Meldungen über den in Gang befindlichen Vorbereitungsprozess: Iwan Iwanowitsch habe sich schon mit Erfolg nach einem Schiff umgesehen, er habe bereits eine Unterkunft auf Swjatoi Nos gebucht, ja sogar noch eine andere Wohngelegenheit in Ust Bargusin zur Auswahl gestellt und so fort.

Den Weg über die burjatische Seite des Sees hatten sich Verena, Ulrich und ihre Nowosibirsker Freunde vorgenommen, weil man so ohne Schiff bis auf die Halbinsel gelangen konnte. Sie war allerdings als Naturschutzgebiet bezeichnet worden, was die Vermutung nahe legte, dass es besonderer Beziehungen bedürfe, um hinzukommen.

Es war klug gewesen, am Vorabend einzuchecken. Die Schlangen vor den Schaltern waren endlos. Die Sommerferien der Schulen hatten begonnen, die Sonnen- und Wassersportbegeisterten strebten den Badestränden an allen Ecken des Planeten zu. Ulrich, der vor zwei Monaten wieder einmal Nichtraucher geworden war, warf einen sehnsüchtigen Blick in Richtung Humidor des Taxfree-Shops, wo die Montecristo-Zigarren lagen. Zum Glück hatte auch Aljoscha, der diese Zigarren liebte, das Rauchen aufgegeben. Ein noch nach Leim und Lack riechender Airbus der Firma Aeroflot brachte sie flugplanmässig nach Scheremetjewo II. Darauf bedacht, sich jeden möglichen Stress zu ersparen, hatten sie einen Weiterflug mit acht Stunden Aufenthalt in Moskau gewählt. Sie hätten also auch eine erkleckliche Verspätung ohne weiteres verkraften können. Kurz vor der Landung wurde per Lautsprecher mit Namensaufruf durchgegeben, dass das Ehepaar Verena und Ulrich an der Gepäckausgabe ihre Koffer abholen müsse. Ulrich warf seiner Frau einen triumphierenden Blick zu, unterliess aber eine entsprechende Bemerkung. Schliesslich war er froh, dass die Koffer nicht spurlos im Chaos des Moskauer Flughafens verschwanden, während sie Kurs auf Sibirien nahmen. Nun galt es, die obligaten drei Viertelstunden Wartezeit vor der Passkontrolle zu erdauern. Ulrich wedelte sich und Verena mit einem chinesischen Fächer aus Balsaholz frische Luft zu, denn im überfüllten und fensterlosen Warteraum vor den Kontrollschaltern herrschte eine tropisch feuchte Hitze. Teils neidisch, teils mit unverhohlenem Missfallen über ein derart unüblich-aristokratisches Gehabe schielten viele Passagiere auf den hochgewachsenen Mann mit un-russischem Gesicht und russischer Aufschrift auf dem T-Shirt. Endlich hatten sie das Nadelöhr mit dem misstrauischen Grenzpolizisten - ihre Gesichter sind immer geschult misstrauisch, ihr Tun hinter dem Schalter, der nur ihren Kopf freigibt, ist unergründlich und geheimnisvoll - hinter sich gebracht und schlenderten zur Gepäckausgabe. Sie erhielten ihre Koffer und gelangten durch den grünen Korridor für Passagiere, die nichts zu deklarieren hatten, unbehelligt auf russischen Boden, wo sich gleich ein Taxichauffeur wie ein Birkenblatt des Banjawedels an sie klebte und nicht mehr von ihnen wich. Ulrich versuchte ihn abzuschütteln und herrschte ihn an, er müsse nun Wodka kaufen gehen, was der clevere Fahrer sofort als Gelegenheit erkannte, sich nützlich zu machen.

„Kommen Sie, dort in dem kleinen Laden gibt es den richtigen Wodka.“ Was blieb Ulrich übrig, als sich von ihm kundig beraten zu lassen, eine eiskalte Flasche Wodka zu kaufen, aus der er zum Erstaunen des Taxisten gleich einen kräftigen Schluck nahm, während sich Verena an einer Zigarrette erlabte. Der Fahrer wurde für seine charmante Hartnäckigkeit belohnt: für 30 \$ fuhr er die beiden Schweizer nach Scheremetjewo I, wo sie sich für die nächsten fünf Stunden im

nicht gerade gemütlichen Flughafenrestaurant nieder liessen und erstaunt zur Kenntnis nahmen, wieviel man doch für ein Bier, ein Mineralwasser und zwei Sandwiches in Russland verlangen kann: 13 \$!

Ulrichs Balsaholzfächer erwies sich als Gegenstand von grösstem Wert. In der grossen Halle des Flughafens herrschte eine mörderische Hitze. Es ging nicht lange, bis sich eine Japanerin mit triumphierendem Lächeln ebenfalls einen Fächer aus dem Koffer griff. Die Schweizer betrachteten das Völkergemisch, das sich da versammelt hatte und so bunt war wie jenes, das den Züricher Trolleybus 31 am Hauptbahnhof in Richtung Schlieren zu besteigen pflegt, und staunten über den relativ kleinen Flughafen, der doch immerhin etwa ein Drittel des Inlandflugaufkommens der Zehnmillionenstadt abdecken musste.

Das Einchecken verlief an sich problemlos, doch zeigte die Waage, auf die das ganze Gepäck inklusive Handtasche gelegt werden musste, gnadenlos 35 kg Übergewicht, worauf die Dame am Schalter Ulrich mit traurigen Augen aufmerksam machte.

„Was soll ich nun tun?“, fragte er mit gespielter Hilflosigkeit.

„Zahlen.“

„Wem?“

„Eigentlich dort drüben an der Kasse.“

„Ach so. Das heisst, ich muss die Reihe verlassen und dann wieder hinten anstehen. Gibt es da allenfalls nicht eine andere Möglichkeit?“

„Sie können auch direkt hier bezahlen. Es kostet 790 Rb. Machen wir vierhundert“, flüsterte die Dame Ulrich zu.

Schnell und diskret legte er ihr die vier Hunderter aufs Pult, die sofort in ihrer Schublade verschwanden. Das Gepäck wurde abgefertigt.

Eine gigantische Il-86, voller junger Familien mit Kindern, die zu ihren Verwandten in die Ferien fahren, verschluckte die Reisenden nach Nowosibirsk. Es war eine dieser Vertrauen erweckenden Maschinen, in deren Kabine man über eine Art Foyer gelangte, das voller Regale und Kleiderhaken war. Die Regale nahmen das sperrige Handgepäck der Passagiere auf - und reisende Russen hatten immer sperriges Handgepäck -, die Kleiderhaken waren für die voluminösen Pelzmäntel bestimmt, blieben also jetzt leer. Anständig gepflegt und froh, die Beine strecken zu können, trafen Verena und Ulrich um 5 Uhr früh Ortszeit in Nowosibirsk ein. Ihre Freunde Nadja und Aljoscha warteten am Ausgang auf sie. Die Gepäckaussgabe fand wie eh und je in einem an den Flughafen angebauten Schuppen statt, wo wegen der Grösse der Maschine ein Gedränge wie auf einem Basar herrschte. Niemand wollte schliesslich nicht dabei sein, wenn das lotterige Rollband die Gepäckstücke rasselnd und ächzend ans Licht brachte, obwohl, im Gegensatz zu Kloten, an der Tür zum Schuppen eine rigorose Kontrolle der Nummern auf dem Gepäck und im Ticket stattfand, man also nicht so einfach stehlen konnte.

Ankunft

Der berühmte Mercedes 450 SEL, den Ulrich vor zwei Jahren mit Hilfe eines sachkundigen Jugendheimleiters im Zürcher Unterland aufgetrieben und den Verena zusammen mit Aljoschas Sohn Pjotr bis nach Kiel gefahren hatte, brachte die Gäste nach Hause. Der Kilometerzähler des tadellos gepflegten Fahrzeugs hatte damals 160'000 km gezeigt. Nun waren 70'000 dazu gekommen. Mit einem kleinen Imbiss und einer halben Flasche Wodka wurde das Wiedersehen gefeiert, bevor sich die Schweizer und Nadja schlafen legten. Aljoscha blieb keine Zeit für ein Nickerchen, denn aus Togliatti kam bereits der nächste Gast angefliegen:

Jekaterina Vladimirowna, seine heiss geliebte Schwester, deren Gesangskunst Verena und Ulrich vor Jahresfrist an ihrem Geburtstagsfest in der Schule, der sie vorstand, hatten bewundern können.

Nadjeschdas und Alexejs Sohn Pjotr hatte vor etwas über einem Jahr die Geschäftsleitung der Restaurantkette Nowpiz übernommen, die zwei geschäftstüchtigen Nowosibirsker Juden gehörte. Er erzählte, weshalb er den mit monatlich 1'000 \$ für russische Verhältnisse sehr gut bezahlten Posten zur Besorgnis seines Vaters aufgegeben hatte. Dank seines Wirkens, einer geschickten Personalauswahl, Schulungs- und Marketingpolitik war der Umsatz des Unternehmens innert Jahresfrist fast verzehnfacht worden, aber er hatte trotz dieser beeindruckenden Zahlen nicht einmal eine Gratifikation erhalten. Dieser Umstand und die Tatsache, dass man ihm das Werbebudget nicht erhöhte und ständig versuchte, seinen Kompetenzbereich einzugrenzen, hatten ihn so erbost, dass er den Bettel hinschmiss und nun für diese schöne Geste jungen Ungestüms büssen musste. Zur Zeit leitete er ein grosses Strassencafé und suchte, wie so viele junge Menschen, nach der zündenden Idee, wie man als selbständig Tätiger rasch viel Geld machen konnte. Sein Papa und Ulrich teilten sich in die Meinung, es wäre wohl klüger gewesen, mit dem Skandal zuzuwarten, bis die neue Aufgabe gefunden worden wäre, doch was half die Erfahrung der Alten gegen den Tatendrang der Jungen. Petja schilderte des langen und breiten die Nachteile des Angestelltendaseins: ewige Kompromisse mit dem eigenen Lebensentwurf, Verlust an Freiheit, inkompetente Vorgesetzte – Ulrich mit seinen dreissig Berufsjahren dachte sich, *wem* der das erzähle. Er glaubte, seinem älteren Sohn zuzuhören.

Das Strassencafé, das auch Jazzmusikern, Barden und Schauspielern die Möglichkeit zu Auftritten gab, gefiel Petja wegen der vielen bunten Vögel, mit denen er zu tun hatte – doch bald würde der Winter dem Geschäft ein Ende bereiten. Um die Wohnung, die er sich an bester Lage gekauft hatte, zu renovieren, fehlte das Geld. Im heutigen Zustand war sie unbewohnbar. Zu lange hatte sie leer gestanden und war von Obdachlosen heimgesucht worden. Petja klagte, wie er darunter leide, mit einem ausgeprägt feinen Geschmack für schöne Dinge ausgestattet zu sein, für deren Erwerb selbstverständlich ein anständiges Einkommen erforderlich sei, was einen wiederum zwänge, sich laufend zu prostituieren... Wiederum vermeinte Ulrich, seinen Sohn zu hören.

Am Abend verliess Petja die Runde, denn die Arbeit rief. Sein Vater zeigte einen Videofilm über Galkowo, welcher den Stand der Bauarbeiten an seiner Datscha dokumentierte. Man war bei weitem nicht so weit gekommen wie geplant. Die beauftragten Handwerker hatten die Wodkaflasche besser zu handhaben gewusst als Säge und Hammer. Petja, dessen Frau Nina und einige ihrer Freunde waren auf dem Video ebenfalls zu sehen, indes nicht beim Arbeiten, sondern bei süsseren Freizeitbeschäftigungen, denen junge Menschen gerne frönten: Flirten, Fischen, Braten, Ausruhen, Diskutieren.

„Ausnahmslos intelligente, gut ausgebildete Leute mit hohen Ambitionen und einer ausgeprägten Abneigung gegenüber den Niederungen des täglichen Business“, bemerkte Aljoscha trocken.

„Alle haben sie Geldsorgen – aber sie gefallen mir. Das, wovon der Papa träumt, leben sie“, fügte Nadja bei.

„Solange der Papa das Netz spannt, damit sie sich nicht den Hals brechen, wenn sie vom Hochseil fallen, können sie ihre Pirouetten und Salti drehen“, entgegnete Ulrich. Zum Glück verdiente der Papa mit dem Tun in den Niederungen des Daseins nicht schlecht. Er hatte nach dem Bankencrash vom August 1998, der ihm einen grossen Verlust gebracht hatte, die zündende Idee gehabt, von einem

seiner Lebensmittelgeschäfte, dem gleich über die Strasse Konkurrenz erwachsen war, einen Teil abzutrennen und einen Handel mit preisgünstigen Polstermöbeln und Betten aufzuziehen. Er wusste, dass die sowjetische Einheitsmöblierung der Durchschnittswohnung überall langsam aus den Fugen ging und die Menschen etwas Neues kaufen wollten, sich aber teure und geschmacklich anspruchsvolle Sachen nicht leisten konnten. Die Formel ging auf, der Laden lief über alle Erwartungen gut. Die Tischrunde stiess mit einem Glas besten Wodkas „Otetschestwo“ auf die Zukunft Petjas und seiner Clique an.

Varvara, Petjas Schwester, war nicht da, was Ulrich besonders bedauerte, hätte er doch gern wieder ein gutes Porträt von ihrem wunderschönen Gesicht geschossen. Sie war mit ihrem Verlobten und dessen Eltern, einem Richter und einer hohen Funktionärin des Innenministeriums, in die Ferien gereist und würde erst kurz vor der Rückreise in die Schweiz in Nowosibirsk ankommen. Es fehlte auch Petjas Frau Nina, die Intelligenzbestie der Familie, eine umwerfend scharf denkende, aber emotional etwas eingeschränkte Intellektuelle ohne jede Starallüren. Sie war zu einem internationalen Pädagogenkongress nach Rumänien eingeladen worden.

An der Bar mit der Lapislazulitheke sass ein Hotelgast aus Amerika mit zwei äusserst elegant und aufreizend gekleideten Damen. Das Aufreizende lag weniger an der unbestreitbar hohen Qualität der seidenen Roben, als daran, dass sich dieser unbarmherzige Stoff anstrengen konnte, wie er wollte: Es gelang ihm nicht, an den Körpern der Frauen auch nur das geringste unbotmässige Polster, die kleinste Störung im fließenden Ablauf der Formen offen zu legen. Es sassen da zwei jener Kunstwerke der Natur, wie sie die russischen Plattenbauten mit ihren verrotteten Haustüren, die sich nicht schliessen lassen, und ihren nach Urin und Kot stinkenden Treppenhäusern zum grossen Erstaunen des Stadtwanderers aus der Fremde gegen Abend immer wieder freigegeben, wie eine unansehnliche, graue Muschel eine zauberhafte Perle zeigen kann, wenn man sie aufbricht. Die eine hatte links, die andere rechts des Mannes im dunkelblauen Mohairveston Platz genommen. Vor allen dreien quirlte erstklassiger Champagner in den Gläsern, die so hoch und schlank waren wie die beiden Russinnen. Offenbar hatte der Mann gute Geschäfte gemacht. Er war ausgezeichnete Laune. Verhandelt wurde aber nicht über geschäftliche Dinge seines Tages, sondern über solche der bevorstehenden Nacht. Er hatte sehr präzise Vorstellungen über das, was er von den beiden Damen erwartete und erläuterte es der einen von ihnen, einer Blondine mit wunderschönem, flachsgelbem, zu einer kunstvollen Frisur drapiertem Haar flüsternd ins Ohr. Nachdem ihr die Bedürfnisse des Kunden klar geworden waren, stand sie auf und schritt hinter dem Gast zu ihrer brünetten Partnerin, deren dichtes, langes Haar im Schein der Halogenlampen wie leichte Brandung an einem steinigen Meeresufer zu wogen begann, wenn immer sie den Kopf bewegte. Die Damen tuschelten ein wenig miteinander auf Russisch. Dann setzte sich die Blonde wieder auf ihren Hocker, liess die langen Beine, die in Pumps mit trotz der Körpergrösse der Trägerin sehr hohen, spitzen Absätzen endeten, zum Entzücken der hinter ihr sitzenden Barbesucher nach unten baumeln und schloss das Geschäft ab.

„Gefällt Ihnen diese Bartheke?“, fragte der Gast auf Englisch die Brünette. Ihre feine, langfingrige Hand lag auf dem Sternenhimmelstein wie ein Schmuckstück in einer Schatulle auf dunkelblauem Samt.

„Sehr“, entgegnete sie. „Der Stein kommt schliesslich aus meiner Heimat. Ich bin in Irkutsk aufgewachsen, bevor ich nach Moskau studieren ging.“

Ohne auf diese Bemerkung einzugehen, bestellte der Gast bei der Bardame ein Taxi und bat sie, im Restaurant Wolga einen Tisch zu bestellen, das ihm die Blondine als ihr Lieblingsrestaurant empfohlen hatte. Sie war eine gute Bekannte der Frau des Inhabers, ebenfalls einer bezaubernden Russin, und man half einander.

Alltag

Während des Frühstücks berichtete Jekaterina Vladimirowna von den neuesten Entwicklungen im Schulwesen. Das Bildungsministerium mache Druck auf die Lehrerschaft, Zusatzqualifikationen zu erwerben, vor allem im methodisch-didaktischen und im psychologischen Bereich. Fortgebildete Lehrkräfte sollten etwas mehr Lohn erhalten als solche ohne Zusatzausbildung, auch wenn sie jünger seien als erfahrene Kolleginnen. Folgenschwere sei indes die Tatsache, dass die Schuldirektoren Klassen für begabtere Schüler einrichten durften, an denen nur fortgebildete Lehrkräfte unterrichten können. Diese Klassen seien etwas kleiner als die Normalklassen – und: die Eltern müssten für ihre Sprösslinge bezahlen. Das brächte zwar den Schuldirektoren dringend benötigte zusätzliche Mittel – der Schule aber die Zweiklassengesellschaft, erklärte Jekaterina.

Nach dem Essen fuhren alle zum Hauptbahnhof, um die schon lange vorbestellten Fahrkarten für die Reise nach Ulan Ude abzuholen. An der Hauptzufahrt zum Bahnhof hatte die Polizei diskret eine Einbahntafel aufgehängt, und etwas weiter vorn stand, noch diskreter parkiert, ein Polizeiauto. Fazit: 40 Rb, ohne Quittung direkt in die Hand bezahlt. Die Busse mochte gering scheinen, doch die Einnahmequelle sprudelte. Wer erwartete schon, in Sichtweite des Bahnhofs noch um einen Häuserblock herumkurven zu müssen, statt direkt vorzufahren?

Der Bahnhof war eben erst von einer chinesischen Firma perfekt restauriert worden und blitzsauber. Zu allen Räumen ausser der Schalterhalle war der Zugang nur gegen Vorweisen einer Fahrkarte hin möglich, so dass es keine Bettler und Penner mehr gab. Ihnen wurden immer mehr Zufluchtsstätten verwehrt, was im kurzen, warmen Sommer angehen mochte. Doch wie würde sich ihre Lage im Winter entwickeln? Immer mehr Häuser erhielten Haustüren mit Zahlenschlössern, die Haltestellen der Untergrundbahn wurden immer rigoroser von den „Bomschi“, den Menschen ohne festen Wohnsitz, geräumt, auch bei Aussentemperaturen von minus 40 Grad.

Der Run auf Bahnfahrkarten für die Hauptlinien war ins Uferlose gewachsen, seit man die Flugpreise stark angehoben hatte. In Russland verfügte bekanntlich die Mehrzahl der Leute noch über mehr Zeit als Geld. Neben Einheimischen waren viele ausländische Touristen unterwegs, die ‚ihre‘ Transsib machten. Dass das in den Adern der russisch-asiatischen Bevölkerung fließende Nomadenblut noch immer wirkte, war nicht zu übersehen. Die Schulen hatten Sommerpause. Extreme Hitze brachte den Kontinent von der Westgrenze bis zum Pazifik zum Glühen. Wer immer konnte, floh aus den Städten, suchte Kühle und Entspannung auf der oft weit vom Wohnort gelegenen Datscha oder besuchte quer durch Russland Verwandte und Freunde, die man oft seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Viele nutzten den Urlaub, um einen neuen Winkel im endlosen Reich voller Schönheiten zu entdecken, einer Grossmutter beim Einbringen der Wintervorräte zu helfen oder Brennholz zu hacken für die bald hereinbrechende, kalte Jahreszeit.

Für die Hinfahrt erhielt Aljoscha Erstklassbillette in einem staatlichen Zug, d. h. Zweierabteile. Für die Rückfahrt hingegen war die erste Klasse angeblich längst ausgebucht. Er bekam Karten für eine Viererkabine – dafür in einem firmenny pojesd, einem Privatzug. Diese Züge hatten meist die jüngeren Wagen und eine bessere Bedienung.

Ulrich und Verena liessen sich beim Memorialpark für die Opfer des Zweiten Weltkriegs ausladen, um in der Abendsonne ein wenig spazieren zu können, während Aljoscha nach Hause eilte. Er musste Ucha, Fischsuppe, kochen. Im Park waren zwei neue Gedenkstätten eingerichtet worden: je eine Tafel mit den Nowosibirsker Opfern des Afghanistan- und des ersten Tschetschenienkriegs. Irgendwann würde auch eine für den zweiten Tschetschenienkrieg hinzukommen, in den die Generäle das Land noch vor der Wahl Putins zum Präsidenten hineingezogen hatten. Die gigantischen Bronzetafeln mit den Tausenden von Namen der im Weltkrieg Gefallenen beeindruckten. Wie Seiten aus dem Buch des Lebens standen sie da in Reih und Glied – das Letzte, was vom Kanonenfutter übriggeblieben war.

Als die beiden endlich den Knopf der selbstgebauten, elektronischen Hausglocke mit einer russischen Volksmelodie drückten, war der Küchentisch bereits gedeckt. Jekaterina hatte aus Sterlet einen Fischsalat zubereitet, der ebenso ausgezeichnet mundete wie die Ucha.

Aljoscha zeigte einen Videofilm, den er letztes Jahr in Moskau bei Nadjas Studienkollegin Irina gedreht hatte. Man erlebte vor allem ihren äusserst lebhaften, intelligenten und bereits mit allen Attributen des Herzensbrechers ausgestatteten Adoptivsohn, mit dem Verena im Kinderheim schon gespielt hatte, bevor Irina auf die Idee gekommen war, ein Kind anzunehmen.

Es war eigentlich ein Wunder, dass es in diesem Land viele Menschen gab, die selber kaum genug zu beissen hatten und ein Kind adoptierten, um ihm das Heimschicksal zu ersparen, das in Russland hart war: Die Kinder wechselten das Heim mehrmals: Vom Säuglingsheim gelangten sie ins Kinderheim, im Alter der Einschulung kam das Schulinternat, beim Eintritt in die Oberstufe erfolgte erneut ein Wechsel, wenn das Internat nur die Grundstufe anbot, und nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit kam der Jugendliche, ausgestattet mit entsprechenden emotionalen Defiziten, ins Utschilische, in die Berufsschule, die in Russland weit tieferes Ansehen genoss als in der Schweiz, oder er wurde gleich für den zweijährigen Militärdienst eingezogen. Die Verpflichtung der Betriebe, auch junge Menschen aus Heimen anzustellen, bestand leider nur noch auf dem Papier, denn es standen zu wenige Arbeitsplätze zur Verfügung. So folgte auf das Utschilische oft Arbeitslosigkeit, Verwahrlosung, Alkoholismus, Drogensucht und, als Endstation, der Aufenthalt im überfüllten Gefängnis, dessen grausame Spielregeln dem jungen Menschen das Rückgrat vollends brachen.

Irina lebte allein, seit sie ihren Parasiten von Lebenspartner, einen aus Ungarn stammenden Hochstapler und Betrüger, der ihr Ersparnes in kurzer Zeit durchzubringen verstand, hinausgeworfen hatte. In Russland war die Adoption von Kindern nicht nur Familien, sondern auch alleinstehenden Müttern gestattet, denn dieser ‚Zivilstand‘ war im Land der arbeitslosen, trunksüchtigen, vom Sowjetsystem der Initiative, des Schwungs beraubten Männer leider weit verbreitet.

Der kleine Junge hatte dank der Aufnahme in Irinas karges Nest eine unermesslich höhere Chance, den Start ins Leben der Erwachsenen erfolgreich zu meistern, emotional genügend solide ausgestattet in die harte, russische Wirklichkeit zu treten, als wenn er, wie so viele Kinder, in Fremdbetreuung geblieben wäre. Zwar wurde in vielen Heimen vom Personal alles Menschenmögliche unternommen, um den Schützlingen gerecht zu werden, doch waren die Möglichkeiten der

Betreuung und individuellen Förderung beschränkt. Es fehlte an Personal - und dieses war schlecht bezahlt.

Am nächsten Morgen fiel Regen. Ulrich und Verena fuhren in die Stadt. In den letzten Jahren hatte sich da einiges geändert. Es gab, zumindest im Zentrum, mehr Geschäfte mit qualitativ guten Angeboten. Offenbar waren die Kunden anspruchsvoller geworden. Die Stadtverwaltung schien auch etwas mehr Geld erhalten zu haben und bemühte sich, die Alleebäume mit Randsteinen zu umgeben, damit die Parkierer sie nicht verletzen konnten. Sie legte da und dort sogar Blumenbeete an, die gepflegt und gegossen wurden. So entstanden wenigstens Arbeitsplätze.

Verena und Ulrich kauften bei der Petersburger Firma Rotfront eine äusserst schöne Waschbären-Pelzmütze zu 2'400 Rubel, nachdem sie sämtliche einschlägigen Pelzgeschäfte der Stadt abgeklappert und sich davon überzeugt hatten, dass der Rotfront-Laden die richtige Adresse war. Zwar besass Ulrich schon eine ähnliche Mütze, die ihm sein Vater vor vielen Jahren vererbt hatte, doch, Schweizer, der er war, glaubte er, sich ein Ersatzstück als Vorrat beschaffen zu müssen. Verena erwarb ein seidenes Kopftuch aus einem Moskauer Atelier mit traumhaftem Batik-Dessin für 1'400 Rb und einen Chiffonshawl derselben Werkstatt für 900 Rb als Geburtstagsgeschenk für eine Freundin. Auf dem Shawl waren ein geschmackvoll stilisiertes Cello und allerlei Musikalia abgebildet, die gut zu der Musikenthusiastin passen würden. Für ihre thailändische Schwiegertochter fanden sie eine blaue Matrjoschka, denn eine solche hatte sich die junge Frau sehnlichst gewünscht. Für einen \$ erhielt man auf der Bank 27,5 Rb; die Monatspension eines Rentners betrug 300 Rb.

Die Qualität des Angebots an Matrjoschken und Lackschachteln im besten Nowosibirsker Souvenirgeschäft, dem Asiatskij Vernissage, hatte qualitativ empfindlich nachgelassen. Wie die beiden auf der Heimreise sehen würden, gelangten die guten Stücke nur noch in die exklusivsten Geschäfte. Und die lagen in Moskau und Petersburg. Gut gemachte Fälschungen mit Abziehbildern überschwemmten den Markt und waren auf den ersten Blick kaum zu erkennen, so dass es nicht mehr ratsam war, etwas ohne Inspektion mit der Lupe zu kaufen.

Abstecher aufs Land

Die Hand umklammerte die Stange, die in der Strassenbahn Nr. 11 vor dem Sitz nach oben ragte. Es war eine von vielen Tätigkeiten gezeichnete Hand mit knorrigen, von Arthritis geplagten Gelenken. Die Haut war etwas glasig, mit vielen braunen Altersmalen übersät, sorgfältig mit einer guten Creme gepflegt. Die sauberen Fingernägel waren im Altersheim sorgfältig, nicht zu kurz, geschnitten und gefeilt, dann mit hautfarbenem Lack behandelt worden. Am Ringfinger steckten zwei Eheringe, am Mittelfinger hielt eine gediegene, neobarocke Fassung einen Saphir. Die Hand gehörte einer in sich zusammengefallenen Mittneunzigerin, die es sich nicht nehmen liess, noch allein in die Stadt zu fahren.

Zuerst hatte diese Hand, ein Patschhändchen noch, die warme, weiche Mutterbrust gedrückt und sich an deren Wärme gefreut. Dann streckten sich die Finger, wurde die Handfläche beschrieben mit den ersten Umwelterfahrungen. Das Streichholz, mit dem sie noch eine Kerze mehr am Weihnachtsbaum anzünden wollte, hatte sie gebrannt, eine Biene, die sie von einer Rose greifen wollte, gestochen, die Wohnzimmertür einen Finger eingeklemmt. Am Strand der

Adria, wohin sie mit den Eltern in die Ferien reisen durfte, hatte sie kleine Muschelchen gesammelt und in immer neuen Mustern auf der Blechplatte des Tischchens ausgebreitet, das auf dem Balkon des Hotels stand, von dem das Kind staunend auf das in der Abendsonne glitzernde Meer blicken und sich seines jungen, unbeschwerten Lebens freuen konnte. Später wurde ein Finger des feinen Händchens mit einem Wollfaden umwickelt, der zu einer der beiden Nadeln führte, mit denen sie unter den strengen Blicken der Handarbeitslehrerin stricken lernte. Krampfhaft umfassten die Finger tagein, tagaus den Federhalter, mit dem es säuberlich die Buchstaben des Alphabets auf Papier zu kritzeln galt. Oft kam die Hand mit Tintenklecksen nach Hause und musste, von der Mutter überwacht, gewaschen werden. Vor Ostern umfasste sie den Pinsel und malte farbige Margueriten auf ein noch warmes, gekochtes Ei. Dann streckte sie das Produkt stolz der Mutter hin, die das Werk lobte.

Ein goldenes Ringlein schmückte eines Tages den Ringfinger der feinen, schlanken Hand, dann drückte sie zum ersten Mal eine kräftige, braungebrannte, linkische Knabenhand. Später erfuhr die junge, geschmeidige Hand, die beim Klavierspiel flink und empfindsam über die Tasten zu gleiten gelernt hatte, das fiebernde Gefühl beim Liebkosen der ersten grossen Schwärmerei, unschuldig noch, und doch nach mehr verlangend, manchmal zitternd vor Erregung. Als die Trägerin der Hand, die nun schon mehrere männliche Haarschöpfe durchfurcht, die Zwiebeln in feinste Scheiben schneiden und zierliche Scherenschnitte anfertigen gelernt hatte, in der Kirche zum Altar geführt wurde, war sie neidisch auf ihre linke Gefährtin, die den Ring angesteckt erhalten durfte, der ihr weiteres Schicksal mitbestimmte. Die Hand musste im Haushalt, den es zu besorgen galt und der ständig wuchs, das feine Geschirr spülen, die Bücher im Wohnzimmer abstauben, Blumenkistchen mit Geranien füllen, der Wäscherin beim Aufhängen der Leintücher helfen.

Wie die Schaufel eines Baggers grub sich die Hand in die Bettdecke, als die Wehen unerträglich wurden und das Kind den Leib verliess. Dann hegte und pflegte, spürte und streichelte sie das junge Leben, das ihr geschenkt worden war, unterstützte die Brust, damit es besser an die Warze herankommen und saugen konnte mit seinem zierlichen Mündchen.

Es kamen zwei weitere Kinder, es kam ein Haus im Grünen. Die Hand hatte manchmal viel zu tun, bekam dann und wann sogar Schwielen vom Wirken mit dem Stecher beim Unkrautjäten. Das Klavier kam seltener in ihre Reichweite. Dafür durfte sie die knisternden Seiten von ledergebundenen Dünndruckseiten wenden, auf denen Weltliteratur niedergeschrieben war, durfte den Kindern zeigen, wie man Glasperlen auf dünne Fäden aufreichte, ein anständiges Feuer im Gartengrill machte, einen Sack in Form eines Clowns für das Nachthemd anfertigte.

Den Schalthebel des Autos bediente die Hand mit festem, sicherem und gefühlvollem Griff. Sogar ein Rad konnte sie zusammen mit der Linken wechseln, irgendwo in den Bergen, wohin die Mutter mit den Kindern wandern zu gehen im Begriff war. Sie wurde schmutzig, wurde in einen kristallklaren Bergbach getaucht und mit einem Lappen abgewischt, der das schwarze Fett der Radnabe nur teilweise wegrieb, so dass sie nachher unangenehm roch.

Einmal, als die älteste Tochter viel zu spät nach Hause gekommen war, weil sie beim Tanzen die Zeit vergessen hatte, rutschte die Hand unwillkürlich aus und hinterliess ihre Spur auf der Wange des vor Zorn heulenden Mädchens.

Nach dem Tod des Ehemannes zerzauste die Hand das schon ein wenig angegraute, üppige Haar, bebte, fuhr über die Augen, wurde nass und immer wieder nass. Unsicher griff sie nach einer roten Nelke und liess sie auf den bereits im Graben liegenden Sarg fallen, suchte dann den Arm der neben ihr

stehenden Tochter, die sie mit ihren jungen Fingern umfing und tröstend drückte.

Später begann die Hand wieder mehr Klavier zu spielen, vergriff sich hin und wieder und bewältigte die Sechzehntelnoten nicht mehr so hurtig wie einst. Aber sie freute sich, zusammen mit der Linken Musik in den Salon zu ergiessen und der Spielerin Trost, den Gästen Freude zu spenden.

Wenn die Enkel zu Besuch kamen, freute sich die Hand jedes Mal, wenn beim Spaziergang ein kleines, warmes Patschhändchen nach ihr griff und bei ihr Sicherheit suchte. Schon bald merkte sie, dass die Kinderhändchen schneller waren als sie, zielstrebig und flinker, was sie fühlen liess, dass ihr Leben langsam dem Ende entgegen ging.

Älter wurde die Hand, schmerzte manchmal ein wenig bei der Arbeit in der Küche. Den Garten mochte sie nicht mehr besorgen, aber die Seiten in den Büchern wendete sie nach wie vor fein und mit einer eleganten Gebärde: oben rechts die Seiten fühlen, nur eine davon anheben, umdrehen, dann mit dem Zeigefinger über die Falte in der Mitte des Buchs fahren, damit die Seite nicht zurück konnte.

Mit der Zeit schämte sich die Hand. Es kam vor, dass sie eine Tasse zu Boden fallen liess, obwohl sie dies gar nicht wollte. Der Klavierdeckel blieb nun geschlossen, die vielen Erinnerungen an das Leben, die im Hause herumstanden, wurden von einer Putzfrau gepflegt, weil die Hand plump geworden war und ihr das Feingefühl mehr und mehr verloren ging.

Eines Tages war es dann soweit. Die alten, knorrig und verkrümmt gewordenen Finger mussten ungewohnte Lichtschalter und Türklinken betätigen, lagen nachts auf einem neuen Bett mit Leintüchern aus anderem Stoff, als den, an welchen sie sich gewöhnt hatten, schliefen oft ein, so dass es fast nicht mehr gelang, die Knöpfe zu bedienen, mit denen das Bett in die Schlafelage gebracht werden konnte. Aber die Hand gab nicht auf. Sie freute sich, wenn sie die Hände von Besuchern fühlen durfte, stets ein wenig ängstlich, von jüngeren, kräftigeren zu stark gedrückt zu werden. Sie freute sich, am Morgen den Vorhang beiseite zu schieben und die Sonne ins Zimmer strömen zu lassen, sie machte es sich zur Ehre, am Frühstückstisch im Saal die Kaffeetasse ohne grosses Zittern zum Munde zu führen, obwohl sie viel schwerer war als jene aus Petersburger Porzellan, die sie früher so gern gehalten hatte, weil man ihr Gewicht kaum spürte.

Jetzt umklammerte die Hand die Chromstahlstange vor dem Sitz und wusste, dass sie am Paradeplatz ihre Besitzerin langsam vom Sitz ziehen, dann Halt an der nächsten Stange suchen und zum blauen Knopf finden musste, der die Tür ein wenig länger offen hielt als der gewöhnliche rote. Vielleicht würde auch ein junger Mann oder eine junge Frau sie fassen und ihr bei der gefährlichen Arbeit halten. Das schätzte die alte Hand besonders, das war jedes Mal ein Geschenk, das Kraft gab, das Leben noch ein wenig weiter zu ertragen.

Bobrowka lag unweit von Barnaul direkt über dem Ob, der sich hier einige Meter tief in den sandigen Boden hineingefressen hatte. Aljoscha lud seinen Mercedes voll mit allen möglichen Dingen, die auf der Datscha gebraucht wurden, hauptsächlich mit leeren Einmachgläsern, denn die Erntezeit für Tomaten, Gurken, Pfefferschoten, Beeren und Pilze hatte bereits begonnen. Dazu kamen die Einkäufe, die er in seinem Geschäft billiger tätigen konnte als hier.

Die Datscha war ein gemütliches Holzhaus mit einem grossen Dachboden, auf dem ein Massenlager für die häufigen Gäste und ein Tischtennistisch Platz gefunden hatten. Durch die Haustür trat man in einen kleinen Flur, in dem viele

alte Mäntel und Jacken für die Gartenarbeit im kühlen Herbst hingen. Am Boden unter der steilen Treppe, die zum Dachboden führte, standen Berge von Stiefeln, Schuhen, Pantoffeln, Walenki herum. Hinter der Treppe lag ein kleines, getäfeltes Zimmer mit einem Schrank und zwei Betten, das Verena und Ulrich zugewiesen worden war. In russischen Familien erhielten die Gäste immer das Schlafzimmer der Gastgeber. Die Hausherrn verzogen sich auf Klappbetten oder aufs Sofa. Jeder Widerspruch war zwecklos.

Der Flur führte in die Küche, in der ein Buffet, ein grosser, runder Tisch vor einer Eckbank, der mit Pfannen, Tellern, Schüsseln und Tassen beladene Spültisch ohne fliessendes Wasser, ein grosser Kühlschrank für die Vorräte und ein Gasherd mit einer dicken Propangasflasche standen. Von der Küche aus wurde auch der grosse, russische Ofen im geräumigen Wohn- und Schlafzimmer der alten Frau beheizt, die hier jeden Sommer verbrachte.

Ans Haus angebaut war ein Schuppen voller Gartengeräte und Werkzeug. Auch eine Werkbank war vorhanden.

Das Wasser wurde mit einer elektrischen Pumpe aus dem Ziehbrunnen in einen Tank gepumpt, der etwa einen Meter über dem Boden auf einem eisernen Gestell lag, so dass man, ohne sich zu bücken, unter dem Wasserhahn die Hände waschen und die Eimer für die Küche füllen konnte. Über zwei lange Schläuche konnte auch der Garten mit dem Wasser aus dem Reservoir gegossen und der Wassertank des Ofens in der Banja gefüllt werden.

So lebte Alexej Wladimirowitschs Mutter und pensionierte Lehrerin mit 87 Jahren und einem klobigen Holzbein, das sie nach einem Autounfall im Dorf erhalten hatte. Ein betrunkenener Datschabesucher hatte sie angefahren und ihren linken Unterschenkel zertrümmert. Sie besorgte ihren grossen Gemüsegarten und Kartoffelacker noch immer weitgehend allein, freute sich auf die Besuche ihrer Verwandten und bereitete sich auf das vor, was als Hoffnung in den Herzen so vieler Russen schlummerte und ihnen Kraft gab, das harte, entbehrungs- und enttäuschungsreiche Leben mit seinen ewigen Überraschungen und Experimenten ohne jede Abfederung in Form einer Invalidenversicherung, einer Pensionskasse oder eines angesparten Vermögens zu ertragen: das bessere Leben in der versunkenen Stadt Kitesch, im Paradies oder im Nirwana. Für die kleinen Einkäufe humpelte sie in den Dorfladen, der eine gute Viertelstunde Weges entfernt lag. Jede Woche brachte ihr der Sohn aus der nahe gelegenen Bezirkshauptstadt, die schwereren Produkte, deren sie bedurfte, wie Reis, Zucker, Mehl. Grobe Arbeiten wie Reparaturen am Haus, das Stecken und Ernten der Kartoffeln, Holzspalten, Umstechen übernahmen die Söhne und ihre Familien. Den Winter verbrachte die alte Frau abwechslungsweise in Togliatti, Barnaul und Nowosibirsk bei ihren Kindern. Dort sass sie oft stundenlang dick eingehüllt auf dem Balkon und sehnte sich nach ihrem Häuschen am Ob. Die Alte hatte den ganzen Nachmittag mit ihren gichtigen Händen Kartoffeln geschält, Gemüse gerüstet, im Garten Koloradokäfer von den Stauden gelesen, die sich nun sogar hinter die Auberginen- und Tomatenpflanzen zu machen begonnen hatten. Alle drei Kinder wurden heute erwartet: Alexander Wladimirowitsch, der Physikprofessor aus Barnaul und seine Frau Irina Petrowna, ebenfalls Physikerin, aber bereits im Ruhestand, Katja, die Schuldirektorin aus Togliatti, Aljoscha, einst Entwicklungsingenieur, dann erfolgreicher Geschäftsmann und Nadja, die Pädagogikprofessorin. Dazu die Schweizer, die auch schon ein wenig zur Familie gehörten. Das kam nicht häufig vor und die Mutter war entsprechend gut aufgelegt. Man sah ihr den Stolz auf ihre drei Kinder, die alle etwas geworden waren, gut an.

„Der Schweizerische Hauseigentümer“, 15. Februar 2001: „Altersgerechte Wohnformen: „Der Wunsch, bis zum Tod in den eigenen vier Wänden bleiben zu können, ist hinlänglich bekannt. Oftmals jedoch ist der Verbleib in der gewohnten Umgebung nicht mehr möglich. Bauliche Barrieren wie Treppen, Stufen, zu schmale Türen, Schwellen, fehlende Lifte etc. führen ebenso zu einem Wohnungswechsel wie fehlende Einkaufsmöglichkeiten oder fehlende öffentliche Verkehrsmittel im Quartier. In den letzten Jahren wurden verschiedene Modelle entwickelt: Alters-WGs, Seniorenappartements, Servicehäuser, Residenzen oder auch ‚normale‘ Alterswohnungen.“

Sascha war seit Jahren Parlamentarier. Früher war er ein grosser Jelzin-Anhänger gewesen, dann mehr und mehr vom imperialen Gehabe und der schamlosen Selbstbereicherung dessen Clans enttäuscht worden. Jetzt setzte er auf die Geschäftsleute. Der Boss ihrer Vereinigung, zur Zeit Vizegouverneur, sollte in etwas mehr als drei Jahren den heutigen Gouverneur des Altaier Kraiss, einen Kommunisten, ablösen und, wie Sascha hoffte endlich Neuerungen für die Dynamisierung der Wirtschaft einführen. Sascha machte Politik, weil er etwas für sein Land tun und nicht nur über die schlechten Zeitläufte jammern wollte. Und er wurde, wie Aljoscha befürchtete, von seinen ‚Gönnern‘ schamlos missbraucht. Er sei und bleibe ein Romantiker, den Ränkespielen der Mächtigen nicht gewachsen.

Verena und Ulrich streiften gerne durch die landschaftlich reizvolle Umgebung, in der dieses typisch russische Dorf mit seinen vielen grösseren und kleineren Holzhäuschen und ausgefahrenen Strässchen ohne Asphalt lag. An den Rändern der Fahrwege grasten Kühe und Pferde das Unkraut ab, Gänse durchsehten Pfützen nach Nahrung, Ziegen versuchten, zwischen den Holzlatten der Gartenzäune an die Blumen der Vorgärten oder ans Gemüse heranzukommen. Von der Kante über dem Abbruch des Ufers aus, der man kilometerweit folgen konnte, blickte man auf den Ob hinunter, der im Vergleich zum letzten Besuch der beiden viel Wasser führte. Vom andern Ufer des Flusses bis nach Barnaul, dessen Fabrikschlote man am fernen Horizont erkennen konnte, erstreckte sich die Taiga, aus der Stimmen der Tiere herüberdrangen, die sich im Dickicht um Futter und den Erhalt ihrer Art stritten. Auf der Seite von Bobrowka konnte man im lichten Kiefernwald lustwandeln, in dem sich mehrere Erholungsheime von Fabriken versteckten, die teilweise wieder zurecht gemacht und benützt wurden. Gegen Süden hin bis zu den ersten Ausläufern des Altai öffnete sich weit die Ebene, durch die sich der Fluss wand. Man konnte eine gute Stunde lang wandern, bis der Wald den Blick auf Gruppen alter Bäume in ausgedehnten Weiden freigab, auf denen Herden schwarz-weisser Kühe grasten. Überwältigend waren die Sonnenuntergänge über dieser endlosen Landschaft, die an flämische und holländische Landschaftsbilder des 18. Jahrhunderts erinnerte. Man fühlte sich in solchen Augenblicken weit weg von den Sorgen des Alltags und der unsinnigen Hektik Zürichs.

Wer wollte sich nach der langen Autofahrt in der Sommerhitze und nach dem Spaziergang, der nicht ohne Einreiben eines widerlich stinkenden Mückenschutzmittels zu bewältigen gewesen war, weil die Moskitos den Wald und die Flussauen als Lebensraum schätzten, die neue Banja entgehen lassen, an der die beiden Brüder zwei Jahre lang herumgebaut hatten und ohne die das Datschaleben undenkbar war? Sie war aus runden Holzbalken zusammengefügt, zwischen denen Dichtungen aus Werg und Flechten Wind und Hitze abhielten. Wie alle Banjas bestand sie aus einem Vorraum mit Eckbank Tisch und Kleiderablage, einem Waschraum und der eigentlichen Parnaja mit dem Ofen und einer zweistufigen Bank.

Ulrich hatte dieser Quintessenz russischer Lebensart jahrelang skeptisch gegenüber gestanden. Nachdem es Aljoscha dann vor ein paar Jahren gelungen war, ihn ins Fegefeuer zu locken und ihm eine fachmännische Beratung zuteil werden zu lassen, die auch den wichtigen, aber eben richtig zu vollziehenden Gebrauch der Wenniki, der Bündel aus geschmeidigem, kurz mit heissem Wasser überbrühtem Birkenreisig eingeschlossen hatte, mit denen der Körper zur Anregung der Hautdurchblutung fein dosiert traktiert werden musste, konnte sich Ulrich der Banja zur Freude seiner Frau nicht mehr verschliessen.

Aljoscha kauerte, als Verena und Ulrich die Banja verliessen, an der Feuerstelle im Garten, über der ein grosser Wasserkessel hing. Vor ihm lag ein Berg zappelnder Flusskrebse, die er nun einen nach dem andern ins kochende Wasser fallen liess, wie der Herr der Hölle die Seelen der Sünder ins Öl. „S ljogkim parom“, lachte er. „Wie war die Banja? Ulrich schaute sich um, ob niemand zuhöre: „Offen gestanden, Deine ist besser. Hier ist der Ofen zu nahe an der Bank, so dass man die Hitze nur sitzend an der von ihm am weitesten entfernten Stelle aushält.“ „Richtig“, strahlte Aljoscha, der im Bekanntenkreis als *der* Fachmann in solchen Sachen galt. „Das ist genau der wunde Punkt. Ich hatte es meinem Bruder gesagt, als er mir den Plan gezeichnet hatte, aber du weisst ja, die Professoren wissen immer alles etwas besser als das gemeine Volk. Habt ihr ein Bier getrunken?“ Ulrich dankte ihm für die kühle Überraschung, die er in einem Eimer kalten Wassers in den Vorraum gestellt hatte.

In der Küche waren die Frauen fröhlich plaudernd am Wirken. Sie spiessten am Vorabend mariniertes Fleisch auf die Schaschlikspiesse, bereiteten Salate zu und buken Pirogen.

Sascha erzählte Ulrich von der Politik. Der neue Gouverneur hatte die Förderung der Klein- und Mittelbetriebe entdeckt und tat alles, um Unternehmer zu motivieren. Das Steuersystem war jedoch bei weitem nicht dazu angetan, den Leuten die Unternehmensgründung schmackhaft zu machen. Über die Hälfte der Einnahmen würden weggesteuert, sagte er und war enttäuscht, als Ulrich darauf hin wies, dies sei auch in vielen kapitalistischen Ländern so. Ohne Steuern keine funktionierende Infrastruktur. „Ja, das kann sein - bei Euch im Westen. Hier aber machen sie nichts.“ „Zuerst müssen einmal Steuereinnahmen da sein, bevor man Strassen und Schulhäuser bauen kann“, meinte Ulrich. Aljoscha griff in das Gespräch ein. Er wusste, dass sich sein Bruder sehr vorsichtig äusserte, da man ja nie wissen konnte, wer wem was hinterbringen würde, woraus einem dann ein Strick gedreht werden könnte. „Ich kenne jemanden in der Verwaltung des Novosibirsker Strassenfonds. Geld liegt dort haufenweise. Aber niemand unternimmt etwas. Alle warten auf die günstigste Gelegenheit zum grossen Geschäft mit einem Unternehmer und die Tschinovniki bedienen sich in der Zwischenzeit selber.“ Ulrich warf ein, dass Strassenbau vielleicht nicht gerade das beste Thema sei, denn da gehe es um viel Geld, was auch im Westen immer wieder zu Korruptionsaffären führe. So wurde denn das Thema gewechselt. Die eigene Familie, vor allem die Kinder, die in Russland nicht zuletzt auch die Funktion der Altersversicherung für ihre Eltern haben, waren ergiebiger. Hier konnte man mehr tun, als nur die Faust im Sack zu ballen und zu warten, bis „jemand“ den Augiasstall ausmisten würde.

Während Sascha in der Küche Bliny für das Frühstück vorbereitete, nutzten die Schweizer die Zeit für einen Morgenspaziergang auf den malerischen, zwischen den Kiefern eines lichten Hains angelegten Friedhof, auf dem Aljoschas Vater begraben lag. Er hatte dem Mann, den sie leider nie kennen lernen konnten, ein wunderschönes Grab gebaut: Ein hübscher Lattenzaun umschloss das Rechteck, in dem sich das blumengeschmückte Beet über dem Sarg, am Kopfende ein einfaches Holzkreuz mit dem eingeschnitzten Namen und eine solide Bank

befanden. Man sah, dass die Witwe und ihre drei Kinder die Erinnerung an den Verstorbenen pflegten. Alles war in bester Ordnung. Die Russen verdrängten den Tod und die Toten nicht aus ihrem Leben. Sie besuchten sie, nahmen dazu ein Picknick mit, assen, tranken, tauschten Erinnerungen aus und vergassen nicht, dem Toten ein Gläschen Wodka und einen Bissen Essbares auf den Rand des Beetes zu stellen, wissend, dass diese Gaben nach ihrem Weggehen von armen Leuten geholt und verspiesen würden. Der symbolische Akt zählte, und der hatte seine Wurzeln tief in vorchristlicher Zeit.

Von diesem Friedhof, der zwischen den Föhren angelegt war, genoss man einen Blick weit übers Land und hinunter zur Anlegestelle des Kursschiffs aus Barnaul, dessen baldige Ankunft ein buntes Treiben von Wartenden mit grossen Taschen voller Segnungen des Gemüsegartens und Kartoffelackers voraussagte. Bald würde das Schiff Datschniki mit leeren Rucksäcken und Avoski ausspucken und die Heimkehrer aufnehmen, bei denen zu Hause schon die Einmachgläser bereit standen, um die Segnungen des Ogorod, des Gemüsegartens, aufzunehmen.

Der Mercedes wurde mit Kartoffeln, sonnenwarmen, riesigen Tomaten der Sorte Ochsenherz, Gurken, reifen Melonen und Beeren aus Babuschkas Ogorod vollgepackt und es ging zurück in die glühend heisse Stadt.

Wieder Stadt

Verena trug sich mit dem Gedanken, ein Kleid für das Hochzeitsfest ihres jüngeren Sohn zu erwerben. Die Boutique mit den Halstüchern und Shawls hatte einige traumhaft schön bedruckte, luftige Seidenroben aufgehängt. Leider erwies sich ihre Grille als unrealistisch, denn offenbar hatte der Schneiderin eine Missgeburt von Modell als Vorbild gedient, dessen Busen gleich unter den Schlüsselbeinen lag. Entsprechend hoch waren die Ausnäher angebracht. Unvorsichtigerweise begnügten sich Verena und Ulrich nicht mit den Schaufenstern des Dom Knigi, das seit ihrem letzten Besuch um- und vor allem ausgebaut worden war. Sie traten in den Laden ein. Gegenüber dem, was man hier vor zwei Jahren gefunden hatte, war die Auswahl erstaunlich angewachsen. Es fiel auf, wie viele Neuauflagen von Klassikern, wie viele Neueditionen zeitgenössischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen, aber auch wie viele Kunst- und Kulturbücher in Russland neben einer unglaublichen Flut von Lebens-, Gesundheits-, Sexualratgebern und Freizeitgestaltungsbüchern für jedes erdenkliche Hobby wieder hergestellt wurden. Ulrich erstand einen wunderschön illustrierten Band über die Geschichte der orthodoxen Kirche.

Verenas Hobby waren Landkarten. So suchte sie auch jetzt gutes Kartenwerk über Burjatien, fand aber nichts, was ihren strengen Massstäben einigermaßen entsprochen hätte. Einen Stadtplan von Ulan Ude und eine brauchbare Karte der Burjatischen Republik ergatterte sie kurz darauf bei einer Strassenhändlerin auf dem Leninplatz, bei der sie schon fast Stammkundin geworden war.

In einem Warenhaus kauften sie vier niedliche Kinderbestecke für die Reise an den Baikalsee – für alle Fälle, denn ihr Reisebesteck hatten sie in Zürich vergessen und wussten nicht, wie sie in den kommenden Wochen wohin reisen, wo sie wohnen, wie sie sich verpflegen würden.

Wieder zu Hause, machte sich Ulrich an die Lektüre der Kirchengeschichte, während Verena mit Nadja und Aljoscha zum Gemüsegarten fuhr, der etwas ausserhalb der Stadt lag. Ulrich fand es spannender, die Geschichte des Landes – oder besser die Geschichtsklitterung – auch noch durch die Optik der Kirche zu ergänzen, als den Myriaden von Stechmücken Zucchetti abzuringen, die er nicht mochte.

Nachts spät kamen die Gärtner/innen reich beladen mit Tomaten, neuen Kartoffeln, Zucchini - die Russen hatten die Hemmung, sie klein und zart zu ernten, mittlerweile überwunden - und Himbeeren nach Hause. Verena hatte zwischen dem Unkraut sogar grünen Pflücksalat gefunden. Aljoscha warf seinen in der Schweiz erstandenen Râclette-Ofen an, Nadja schnitt Fleisch, Huhn, Fisch und einen Vollfettkäse auf, den Verena mitgebracht hatte, wissend, dass die russischen Käse zum Teil zwar sehr gut, aber meistens zu mager für eine gute Râclette waren.

„Ich habe das Gefühl, dass sich bei euch Sekten aller Art breit machen. Das ist eigentlich seltsam, denn die Kirche expandiert ja gewaltig. Überall werden Ruinen von Kirchen restauriert, neue Gotteshäuser gebaut - und ohne blattvergoldete Kuppeln geht anscheinend nichts mehr. Habt ihr eine Ahnung, wie all die Freikirchen da noch Platz finden?“ „Weisst du, Ulrich“, meinte Nadja, „das war vor ein paar Jahren tatsächlich so. Wie die Heuschrecken fielen die Prediger vor allem aus den USA über uns her, ebenso wie die idiotischsten psychologischen Schulen mit ihren billigen TZI-Rezepten. Diese Entwicklung geht aber markant zurück. All diese spirituellen, fundamentalistischen und populärpsychologischen Richtungen hatten nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, die ja auch für Viele ein ideologisches Gerüst gewesen war, starken Aufwind erhalten, weil die wenig gebildeten Russen, vor allem auf den Dörfern, von einem ausgeprägten Hang zum Glauben an einen allmächtigen, sorgenden Zaren, Parteichef oder Gott, statt vom Willen, das Schicksal selber in die Hand zu nehmen, beseelt gewesen waren. Nach dem Ende der Sowjetunion und der um sich greifenden Verunsicherung aller hat die Kirche ihre Chance erkannt und sofort versucht, ins Vakuum zu springen, aber einen enormen Mangel an ausgebildeten Priestern gehabt. So war der Boden für Sekten natürlich fruchtbar. Heute bilden die Klöster genügend Priester aus, denn es gibt wenig Arbeit. Das Volk ist nach all den enttäuschten Hoffnungen, den immer wiederkehrenden Berichten über die Kapitalflucht ins Ausland und darüber, wie sich viele ausländische Organisationen und Firmen im Land aufführten, gegenüber allem Fremden wieder sehr zurückhaltend geworden und zieht die orthodoxe Kirche den aus kapitalistischen Ländern stammenden Religionsgemeinschaften schon aus wachsendem Argwohn gegenüber dem Westlichen vor. Ulrich fragte Pjotr, der von der Arbeit zurückgekehrt war, ob die Russen nicht von Grund auf süchtig nach Heilslehren seien.

„Ei wo!“, widersprach er sich, „der Russe braucht den Glauben ebenso dringend wie ein Fisch das Fahrrad.“

Ulrich runzelte nachdenklich die Stirn und zwinkerte Verena zu. In Bezug auf diese Bemerkung waren sie etwas anderer Meinung - Nadja übrigens auch. Sie hatte schon bei früheren Gelegenheiten über die sehr starke Verbreitung des Aberglaubens in Russland, aber auch über die andere Einstellung der Russen gegenüber dem materiellen Reichtum und der halbwegs trotz der langen Periode sowjetischer Technikverherrlichung weiter wirkenden Sehnsucht nach einer besseren Welt im Jenseit, was immer sich der Einzelne darunter auch vorstellen mochte, erzählt. Ulrich und Verena hatten dazu auch eigene Erfahrungen aus mehreren Begegnungen mit Russen geschöpft. In Pjotrs Worten kam das Denken einer neuen Generation zum Ausdruck und diese pragmatische Weltanschauung der Jungen brauchte das Land. Vieles würde verloren gehen. Russland würde sich mit Vertreterinnen und Vertretern der jungen Generation in den Schlüsselpositionen dem Westen annähern, sich ihm gegenüber aber auch behaupten können.

Andrei Platonow, 1929: „Wir leben um Gottes und nicht um unserer selbst willen, schrieben die Bewohner von Tschewengur...Sie lügen, Genosse Tschepurny. Die tun doch gar nichts, liegen herum und schlafen.

Tschepurny verstand: Dummköpfe!... Erzählen Sie mir bitte etwas über ihre Ideologie.

Sie haben keine, sagte der Kommissionsvorsitzende. Sie warten schlicht auf das Ende der Welt.“

An der Lapislazuli-Theke sass Heinz Baltensberger. Er hatte über seinen anthrazitfarbenen Cashemire-Rollkragenpullover ein braunes Kamelhaarveston angezogen. Schwarze Hose, schwarze Socken, schwarze, weiche Jogging-Schuhe. Vor ihm stand ein Pils auf dem blau schimmernden Stein. Er wartete. Nachdem das Pils halb leer war, trat ein junger Mann mit nach hinten gekämmtem, pomadisiertem Haar, in dunkelblauem Anzug mit weissem Hemd und topmodischer Seidenkrawatte an die Theke. Die beiden begrüßten sich. Der junge Mann war bei einer der Grossbanken für das Ostgeschäft zuständig. Sein Vater war Kellner in Badrutt's Palace in St. Moritz gewesen und hatte zu Hause viel davon erzählt, wie die Gäste im Hotel lebten, worüber sie sprachen und was sie taten. Zum Teil waren sie Hochstapler, zum Teil Karrieristen, zum Teil schwerreiche Leute aus Gewohnheit gewesen. Der Sohn hatte sich die Berichte des Vaters aufmerksam angehört und beschlossen, es zu etwas zu bringen. Er wollte auch einmal eine Yacht in der Karibik haben und erster Klasse nach New York fliegen können, wenn dort gerade eine renommierte Ausstellung aufging oder eine neue Operaufführung Premiere hatte. Ihm schien, dass reiche Leute frei waren, vor niemandem katzenbuckeln mussten und somit das verkörperten, was er unter Glück verstand.

So besuchte er denn das Gymnasium, trat in eine Züricher Studentenverbindung ein, wo er sich an die paar Schlüsselpersonen mit Beziehungen zur Welt der Geldvermehrung verschuf, studierte fleissig und ehrgeizig an der ETH Wirtschaftswissenschaft und trat nach acht Semestern mit dem Lizentiat in der Tasche in den Dienst einer Bank für Vermögensverwaltung, wo er im Begriff war, eine steile Karriere zu machen. Nachts arbeitete er an seiner Doktorarbeit, da er davon überzeugt war, dass der Titel in den obersten Etagen der Firma, die sein Ziel darstellten, von ebensolcher Bedeutung sei, wie das richtige Auto, die richtige Frau und die richtige Wohnadresse.

Er erzählte dem Kunsthändler von seiner letzten Reise nach Moskau, wo er von einem Kunden auf seine Villa und zur Jagd mitgenommen worden war. Die neuen Russen mit ihrem kindlich-grosszügigen Gehabe, ihrem Hang zum Hollywood-Prunk und ihrem Lebensdurst hatten ihn beeindruckt. Sie hatten ihn wie ihresgleichen behandelt, jeden Wunsch von seinen Lippen abgelesen, hatten den Gast verwöhnt, wie das nur die Slaven können.

In Zumikon hatte er sich eben erst eine Fünzimmer-Eigentumswohnung in einem Neubau ‚gepostet‘, wie er salopp sagte. Ein bei seiner Bank als Genie bekannter Innenarchitekt hatte sie nun einzurichten begonnen. Noch fehlte der Wandschmuck, für den ihm der Innenarchitekt den Galeristen als Berater wärmstens empfohlen hatte, mit dem er jetzt an der Theke sass.

Der Kunsthändler freute sich auf den bevorstehenden Auftrag, denn er hatte die Erfahrung gemacht, dass die meisten jungen Leute mit viel Geld - und sein Kunde hatte es, weil er nebenbei auch noch mit guten Informationen und dem sicheren Instinkt des Aufsteigers an der Börse wirkte - wenig wussten und sich gern führen liessen, wenn sie jemandem vertrauten. Sie kannten aus der Szene, in der sie sich bewegten, die einschlägigen Namen von Künstlern, die gerade ‚in‘ waren, genau so, wie sie die teuersten Marken kubanischer Zigarren und

kalifornischer Weine kannten. Ihr Halbwissen aus Small Talks und einschlägigen Zeitschriften reicherten sie sich gegenseitig an und bildeten so jenes Amalgam von Schlagworten ohne Wurzeln und Überblick, mit dem in ihrer Lebenswelt trefflich auszukommen war.

Der junge Mann bestellte sich einen ausgefallenen Highland-Maltwhisky. Der Galerist blieb bei seinem halb ausgetrunkenen Pils, dem der Schaum schon lange abhanden gekommen war.

Er empfahl dem jungen Mann, die Wohnung zuerst einmal fertig einzurichten und dann mit ihm zusammen die passenden Bilder auszusuchen.

Der Bankier erwähnte den Namen Rolf Knie. Sein Vater hatte von ihm einmal eine Skizze eines Zirkuspferds erhalten, die dann mit einem weiss lackierten Ikea-Rahmen über das Sofa in der Stube neben den obligaten Hans Erni-Druck gehängt worden war.

„Ein äusserst talentierter Künstler, sicherer Wert“, log der Galerist.

„Allerdings würde ich ihnen empfehlen, abstrakte Kunst aufzuhängen. Denken sie an Ihre Gäste. Zeigen sie Weltoffenheit, Mut, Dynamik und Stilsicherheit mit ihren Bildern. Wenn sie etwas Klassisches wollen, hätte ich da einen traumhaften Poljakow oder einen enorm starken Sam Francis. Aber die finden sie bei jedem. Kommen sie doch vorbei, damit wir ihre Vorlieben identifizieren und eine erste Auswahl treffen können. Dann hängen wir zur Probe ein paar Sachen auf, denn sie müssen damit leben können.“

Der Bankier fand den Vorschlag gut und brachte das Gespräch auf die Single-Malt-Whiskies, über die er eben erst ein Buch gelesen und alle wichtigen Begriffe wie natürlich die Namen der Prestigemarken auswendig gelernt hatte.

Auf nach Burjatien

Packen. Ein Paradigmawechsel offenbart immer einmal wieder logistische Probleme: Wieviel an Kleidern und Wäsche konnte man verschmerzen, auf was konnte man verzichten, wenn man im Begriff war, völlig unbekanntes Neuland zu betreten? Verena und Ulrich überlegten sich genau, was unabdingbar war, denn ein Koffer und das Handgepäck mussten reichen, um ihre Habseligkeiten und Geschenke aufzunehmen. Unterdessen packte Nadja Unmengen Proviant in eine grosse Kartonschachtel, obwohl auch sie eigentlich hätte wissen müssen, dass an jedem Bahnhof, den der Zug bediente, alles zu haben war, was man sich nur wünschen konnte: Brot, gekochte Eier, Wurst, Huhn, Pirogen, Süssigkeiten, Mineralwasser und, auf Anfrage, sogar Wodka, wobei es sich empfahl, den aus einem Laden selber mitzubringen, dessen Betreiber man Vertrauen schenken konnte, denn Wodka wurde gern gefälscht und konnte Leber, Augen und Hirn weit über das tragbare Mass hinaus schädigen. Um 18.10 Uhr fuhren die beiden Ehepaare ab. Der Zug war aus uralten Wagen zusammengesetzt, was sich vor allem nachts bemerkbar machte, wenn man schlafen wollte. Da ging es an ein Quietschen, Knarren, Krachen der Puffer aufeinander, Singen der Bremsbeläge, dass man sich in einem Stahlwerk wähnte. Das ahnten die Vier schon beim Einsteigen. Weil es sich nun aber einmal nicht abwenden liess, machten sie sich hinter den Karton, die Frauen breiteten auf dem Klapp Tisch Tomaten, Gurken, Eier, Wurst und Speck aus, während Ulrich seine Viererpackung Chromstahl-Wodkagläser hervorholte, für Aljoscha ein Zeichen, die Flasche zu öffnen.

Die beiden Wagenbetreuerinnen erwiesen sich rasch als absolute Minimalistinnen, nicht zu finden, als es die Reisenden nach Tee verlangte. Das einzige, was funktionierte, war der in jedem russischen Eisenbahnwagen installierte Samowar, der den Fahrgästen zum Spülen des Geschirrs und für die Zubereitung von Kaf-

fee und Tee diente. Zum Glück war er elektrisch beheizt - die Djeschurny hätten sicher die ganze Nacht keine Kohle nachgeschoben.

Ulrich hatte sich schon vor der Abreise nicht ganz wohl gefühlt, deswegen entsprechend wenig gegessen und getrunken. Trotz des Ächzens und Stöhnens der alten Fahrgestelle schlief er darum rasch und tief ein.

Am Morgen, als Verena erwachte, schien bereits die Sonne durch den Bodennebel. Wälder, unterbrochen von Birkenhainen und Kornfeldern, zogen am Fenster vorbei. Der Boden war in dieser Gegend offenbar nicht sehr fruchtbar. Das Getreide stand dünn, die Ähren waren klein. Mehr und mehr ersetzte Wald die Felder. Grosse Holzlager wurden sichtbar; ein Zeichen dafür, dass hier Waldwirtschaft betrieben wurde. Aljoscha, der schnell in ihre Kabine guckte, um guten Morgen zu wünschen, wusste, dass die Koreaner und Chinesen quadratkilometerweise Schlagrechte in der sibirischen Taiga aufkauften, um das Holz nach Hause zu schaffen, wo es mit Löhnen, die noch tiefer sind als die russischen, veredelt wird und dann, zum Beispiel als Spanplatten, wieder im Herkunftsland erscheint.

So kam das Gespräch auf Aljoschas Geschäft. Mit sichtlichem Stolz erzählte er, wie es in Nowosibirsk bekannt geworden sei: „Eines Tages erhielten wir eine Lieferung Sofas. Während wir sie ins Lager räumten, zog ein Gewitter auf. Wir beeilten uns, die Möbel rechtzeitig unter Dach zu bringen, doch brach der Regen über uns herein, als noch zwei Sofas draussen standen. Sekundenschnell hatten sie sich mit Wasser vollgesaugt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als sie stehen zu lassen. Nie hätten wir uns vorgestellt, dank eines Malheurs zu einem derart guten Reklameschild zu kommen. Die Sofas auf dem Bürgersteig wirkten auf die Passanten wie ein Magnet. Seither stehen immer zwei Polstermöbel vor dem Eingang. Die Leute setzen sich darauf, sei es um sich etwas auszuruhen, sei es um Probe zu sitzen. Viele finden dann den Weg ins Geschäft. Wir verkaufen Polstergruppen wie frische Bliny. Zur Zeit sind wir daran, eine eigene Produktionsstätte zu schaffen, damit wir ein paar Leuten Arbeit geben und von Lieferanten unabhängig werden können.“

„Und woher nimmst Du das Kapital? Von einer Bank?“

Sicher nicht. Die nehmen derartige Wucherzinsen, dass ein Unternehmen nie hochkommen kann. Nein. Mein Partner und ich haben Geld auf die Seite gelegt, das wir nun investieren.“

Von Kansk an, wo sie auf dem Perron dem regen Treiben der Händlerinnen und Händler zugeschaut und sich mit Vorräten für den Tag eingedeckt hatten – es gab sogar frische Heidelbeeren und eine grauenhaft süsse, klebrige Spezialität aus zu Karamel eingedickter, gezuckerter Milch zu kaufen, die in Waffelröhren abgefüllt wurde, schien die Fahrt von Bahnhof zu Bahnhof immer länger zu dauern. Die Taiga wirkte endlos. Dörfer gab es immer weniger und alle sahen sie gleich aus. Nicht durch Abwechslung wirkte diese Landschaft auf das Gemüt des Reisenden, sondern durch ihre monotone Gleichförmigkeit, eine Art visueller Umsetzung der orthodoxen Liturgie. Wenn man an einem solchen Gottesdienst teilnimmt, der nicht aufhören will, beginnen die Beine zu schmerzen, der Geist schweift ab, um dem Schmerz zu entfliehen, lässt sich auf dem basso continuo des Gesangs davontragen von Assoziation zu Assoziation, immer weiter weg, bis ein Zucken des Körpers ihn plötzlich zurückruft und er staunt, mitten im Gewühl einer Gottesdienstgemeinschaft zu stehen. So geht es mit dem Blick durchs Fenster der mit ihrer ewig gleichen Melodie dahinrollenden Eisenbahn. Da ein Birkenhain, dort ein Sonnenblumenfeld, dann Wald, wieder Wiesen und Birken, dazwischen immer wieder freier Blick in unendliche Weiten, die irgendwo, tauben-grau, mit dem Himmel verschmelzen, auf dem sich Cumuluswolken zu bizarren

Gebilden enormen Ausmasses zusammenballen, dann wieder zerfliessen, um neuen Kunstwerken Platz zu machen. Das Zeitgefühl schwindet, die Gedanken befreien sich von allen Zwängen des Unmittelbaren, werden gewisser Massen wie diese Wolken, denen kein Berg bei der Selbstinszenierung im Wege steht. Dann und wann tauchten Sägewerke, Fabriken, Sowchosen und andere Produktionsanlagen auf, die meisten von ihnen im Stadium des Zerfalls. Unvorstellbare Mengen von Stahl rosteten in Russland überall vor sich hin. Ulrich bemerkte, der Zustand dieser Gebäude lasse darauf schliessen, dass er schon lange vor der Perestroika begonnen habe.

Aljoscha protestierte: „Wo denkst du hin. Vor der Wende war hier, zumindest entlang der Bahn und der Hauptstrassen, alles in gutem Zustand. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schnell der Verfallsprozess hier abläuft. Kaum ist eine Fabrik verlassen, erscheinen die Datschniki von überall her und demontieren alles, was sich verwenden oder verkaufen und auf einem Moskwitsch abtransportieren lässt. Zurück bleiben nur Beton- und Stahlgerippe.“

Nadja fragte Ulrich, wie es eigentlich seiner Schule gehe, die sie vor einem Jahr besucht und wo sie seinem Unterricht mit Begeisterung beigewohnt hatte.

„Zur Zeit bestehen da gewisse Probleme. Eigentlich bin ich froh, für ein paar Wochen weit weg von dieser Institution meine Ferien verbringen zu können.“

„Was ist denn geschehen?“, wollte sie wissen. „Habt ihr immer noch Mühe, Nachwuchs zu finden?“

„Und wie. Da ist alles noch wie letztes Jahr. Die Lehrkräfte werfen die besten und motiviertesten Bewerberinnen heraus, weil sie sich vor ihrer Intelligenz fürchten oder die Figur der Kandidatin besser ist als die der Examinatorinnen. Unter dem Vorwand irgend eines lächerlichen, nichts aussagenden Tests, den die nicht bestanden haben sollen, werden sie aus dem Laden katapultiert. Manuell untalentiert, steht dann im Dossier. Dabei sind die ganz einfach *noch* ungeschickt. Ich bin überzeugt davon, dass sie von den jungen Frauen im ersten Halbjahr schon die Fertigkeiten verlangen, die sie nach zwei Jahren müssten ausweisen können.“

„Da wäre es doch deine Aufgabe, einzuschreiten.“

„Klar. Wenn es um den Theorieunterricht geht, kann ich das auch. Das Reich der klinischen Ausbildung aber untersteht nicht mir, sondern einem Mediziner - und der hält sich schön still, weil er Angst vor den Erinnyen hat. Erinnerst du dich noch an die Zeit, wo mir die Kinder- und Jugendheime unterstanden. Da sass ich in der gleichen Klemme. Meine Leute waren für die Erziehung der Kinder verantwortlich, aber die Schulzimmer unterstanden dem Schulamt, das sich nicht dreinreden liess. Irgendwie ziehen mich solche hoffnungslosen Tätigkeiten zwischen den Stühlen an.“

„Was gedenkst du denn nun zu tun?“

Ich habe gedroht, die Qualifikationen selber zu machen, und zwar nicht nur an den Aufnahmeprüfungen. Das hat einen unglaublichen Wirbel gegeben.“

„Hast du wenigstens Vorgesetzte, die dich in dieser Angelegenheit unterstützen?“

„Schön wär's. Für die bin ich zwar der, welcher die Mittel für die Umbauten beschafft, dafür sorgt, dass der Betrieb funktioniert und die Lehrmittel in Ordnung sind, der die Schule in allen möglichen Gremien vertritt und ihre Texte verfasst. Aber letztlich war ich als Geisteswissenschaftler für die seit je her ein Fremdkörper in ihrem Serail - und bin es geblieben. Von Pädagogik, Methodik und Didaktik will fast niemand etwas wissen, da sie solche Fragen als Bedrohung empfinden. Die Ärzte verstehen davon nichts. Und habt ihr schon einen Arzt erlebt, der zugibt, von etwas nichts zu verstehen? Ein paar Lehrkräfte schickte ich in einen didaktischen Kurs. Jetzt denken sie, sie hätten den Durchblick - und wursteln weiter wie eh und je. Mit zwei, drei Ausnahmen sind meine

Mitabeiterinnen keine Lehrkräfte aus Berufung; sie suchten sich in ihrem Berufsfeld einen abwechslungsreicheren Job, arbeiten fleissig, denn Fleiss ist in der medizinischen Welt ja ein Wert an sich, und freuen sich, wenn sie in der Freizeit in ihren Sportwägelchen herumflitzen, in allen vier Ecken des Globus Golf spielen und sich in der Schickeria zeigen dürfen. Komm, wir gucken die Landschaft an.“

Nadja lächelte. Die letzten Sätze schienen sie nicht ganz überzeugt zu haben. Kein Wunder, denn in ihrem Fortbildungsinstitut für Lehrerinnen legte sie grössten Wert auf die pädagogische Haltung, auf das Menschenbild der Studierenden - mit einigem Erfolg. Und an Golfspiel und Sportwagen brauchten ihre Studentinnen schon gar nicht zu denken. Irgendwie hatten sie es da einfacher als Ulrichs Primadonnen.

Was immer wieder eigenartig berührte, waren Birkenwälder, die aus den verschiedensten Gründen abgestorben waren. Sank der Grundwasserspiegel ab oder stieg er zu hoch an, hielten es die Birken nicht lange aus. Brände der Grasnarbe, welche in den trockenen Sommern relativ häufig vorkamen, vor allem wenn die Bauern das Gras abbrannten und dann die Kontrolle über das Feuer verloren, wurden von den Föhren mühelos überstanden, während bei den Birken mit ihrer dünnen Rinde der Saft im wenig geschützten Phloem koagulierte. So standen sie denn da, schneeweiss gebleicht von Sonne und Kälte, reckten ihre Arme in die Luft wie Gespenster einer untergegangenen Armee. Es fehlten nur noch die verführerischen Waldnymphen Seganitis im Gezweig, um das unheimliche Bild dieser Geisterarmeen zu beleben.

Was die Schwarzafrikaner mit ihren Trommeln, die Thailänder mit ihren Xylophonen, die Kirchen in ihren Liturgien, Andy Warhol mit vielen seiner Werke umsetzen, das Repetitive, das den Menschen aus sich heraus zu fahren hilft, hat die sibirische Landschaft vorgegeben. Man erlebt so lange immer das Gleiche, bis man selber nicht mehr der Gleiche ist.

Die Reisenden vertrieben sich die Zeit mit Lektüre Kaffeetrinken und mit Smalltalk im Gang. Verena verschwand von Zeit zu Zeit in den ‚Tambur‘, den kleinen Vorplatz am Ende des Wagens, wo das Rauchen gestattet war. Einmal, als sie verdächtig lange nicht im Wagen erschien, ging Ulrich der Sache nach. Er befürchtete, sie sei von einem jener Schwarzfahrer belästigt worden, die sich gern vor den Deschurny in den Tamburs verstecken. Sie stand aber seit langem nicht mehr im Freiraum der Raucher, sondern sass in einer andern Kabine und hörte sich die Lebensgeschichte einer Mitreisenden an.

Verena erwachte um drei Uhr früh, als der Zug in Irkutsk Halt machte. In Gedanken versunken schaute sie durchs Fenster hinaus in die sternenklare Nacht, wartete auf den Augenblick, wo er von Bol Lug nach Kultuk hinunterfahren und der vom Wind leicht gekräuselte Baikal im Mondlicht zu glitzern beginnen würde. Sie konnte sich solchen schlichten Schauspielen der Natur stundenlang hingeben, genau so, wie sie stundenlang im Garten knien, Unkraut ausjäten und mit unzähligen Pflänzchen, Käferchen und Insekten Zwiesprache halten konnte. Man hatte tatsächlich das Gefühl, dass es ihr gegeben war, mit der Natur zu reden und ihre tausendfältigen Stimmen zu verstehen. So kniete sie also auf ihrer Pritsche, lugte hinaus in die vom Mond beschienene Hügellandschaft, dann hinunter auf die zwischen den Hügeln wie ein kostbarer Stein gefasste Wasserfläche, auf welcher der Mond eine eigenartig schwankende Leiter ins Nichts entstehen liess.

Um fünf Uhr traf der Zug in Sljudjanka ein, wo sich auch Ulrich aufraffte, den Platz am Fenster einzunehmen. Von hier an verliefen die Gleise oft so nahe am

Baikal, dass man das Farbenspiel des heranbrechenden Tages auf dem Wasser und in den sich darin spiegelnden Wolken bewundern konnte. Einen Schock versetzte den Schweizern das gigantische Zellulosekombinat von Baikalsk mit seinem endlosen Gewirr von Röhren und Holzlagern. Über mehrere Kilometer erstreckten sich die Anlagen dem Ufer entlang, deren giftige Abwässer, wohl nur mechanisch geklärt, in den See strömten. Dieses Werk, dessen Stilllegung Greenpeace immer wieder verlangte, brachte vielleicht keine allzu grossen Schadstoffmengen in das grösste Süsswasser-Reservoir des Planeten ein, doch hatten es die Verantwortlichen der Schweizer EAWAG, die zusammen mit dem limnologischen Institut von Listvjanka ein Projekt betreute, für angebracht gehalten, die Alarmglocke zu ziehen. Sie hatten errechnet, dass das Wasser des Baikals vierhundert Jahre brauchte, um vollständig erneuert zu werden, weshalb die Giftkonzentration für künftige Generationen doch gefährlich werden könnte. Allerdings schien, wie die Untersuchung von Wasserproben immer wieder zeigte, die grösste Gefahr für den Baikals von der Überdüngung der Selenga her zu stammen, deren Einzugsgebiet bis in die Mongolei und ins Gebiet von Tschitinsk hinein reichte.

Nach Babuschkin verliessen die Gleise das Ufer und führten, die Sümpfe des Selenga-Deltas meidend, nach Selenginsk, wo das zweite grosse Zellulosekombinat sichtbar wurde. Es war ebenfalls noch in Betrieb. Später würden die Reisenden erfahren, dass von den beiden Kombinat über 35'000 Arbeitsplätze abhingen. Ihre Schliessung hätte für tausende Familien den Ruin bedeutet. Die Fabriken verarbeiteten das Holz zweiter Wahl, das sonst nirgends Abnehmer fand. Könnte es nicht verkauft werden, würde die Holzwirtschaft Burjatiens, einer der Grundpfeiler der Wirtschaft dieser Republik, rasch zum Erliegen kommen.

Von Selenginsk an fuhren der Zug der Selenga entlang, und erreichte bei Tataurowo über eine imposante Stahlbrücke das andere Ufer. Gegen neun Uhr morgens hielt er in Ulan Ude, der Hauptstadt der Burjatischen Republik, an. Neben den Phosphaten, den Abwässern der Zellulosewerke und dieser Stadt, wo es noch keine Kläranlagen gab, führte die Selenga grosse Mengen Geschiebe, das den Baikals langsam in zwei Seen aufzuteilen im Begriff war. Einen Drittel der Strecke nach Buguldjeika am andern Ufer des Sees hatte das Delta schon geschafft und unter Wasser waren schon zwei Drittel des bis zu 1,6 km tiefen Sees aufgefüllt worden.

Nadja hatte den Schweizern bekanntgegeben, dass Iwan Iwanowitsch sie am Bahnhof erwarten und man zuerst nach Kischinga reisen würde. Sie ermahnte Ulrich und Verena, die Hochzeit Semjons mit der um fünf Jahre älteren Schauspielerin, die schon eine unglückliche Ehe und zwei weitere unerfüllte Beziehungen hinter sich hatte, möglichst nicht zu erwähnen, da die Schwiegereltern unter der Exzentrizität dieser Frau litten und mit der Wahl ihres Sohnes keineswegs glücklich waren. Aljoscha gab zu bedenken, dass die Dame immerhin eben erst zur Narodnaja Aktrisa, also zur Schauspielerin von nationalem Rang, befördert worden sei und zu den besten Schauspielerinnen Sibiriens gehörte. Ulrich konnte sich gut vorstellen, dass Schauspieler nun einmal andere Menschen waren als Forstaufseher, um überhaupt ihren Beruf ausüben zu können. Verena hoffte, sie würde irgendwann die Gelegenheit erhalten, sich ein eigenes Bild von der angeblichen Exzentrizität der jungen Frau machen zu können.

Von Ulan Ude nach Kischinga

Am Bahnhof stand Iwan Iwanowitsch. Auf einer kleinen Stadtrundfahrt zeigte er seinen Gästen, die alle noch nie in Ulan Ude gewesen waren, den Hauptplatz mit dem sicher fünf Meter hohen, bronzenen Leninkopf auf einem ebenso grossen Sockel. Ein surrealistischer Eindruck, dieser Kopf, der ohne Körper da stand wie ein Oger, der gleich losrollen könnte. Lenins groteskes Konterfei wies eindeutig mongolische Züge auf. Der Bildhauer hatte versucht, das russische Gesicht, hinter dem ein mit einer westlichen Ideologie gefüttertes Gehirn arbeitete, den Burjaten als vertraut erscheinen zu lassen. Die von japanischen Kriegsgefangenen nach dem zweiten Weltkrieg gebaute Oper war vom grossen Platz nur durch einen hübschen, kleinen Park mit einem Wasserspiel getrennt. Sie beherbergte regelmässig einen berühmten burjatischen Chor, der in ganz Russland erfolgreich auf Tournée ging. Auch das Gebäude des ehemaligen KGB und der Sitz des Präsidenten säumten den grossen Platz.

Ulrich fragte Iwan Iwanowitsch nach dem Verhältnis zwischen Burjaten und Russen.

„Kein Problem. In der Republik leben eine Million Russen und drei Millionen Burjaten. Das hält das Aufkommen nationalistischer Gefühle in Grenzen. Man muss miteinander reden. Bei der Vergabe hoher Posten der Verwaltung erhalten Burjaten einen Bonus, doch besteht einigermaßen Ausgewogenheit.“

Offensichtlich wollte er die Spannungen zwischen den beiden Völkern nicht dramatisieren; schliesslich lebte er hier. Verena und Ulrich kam ihre erste Baikalsee-Reise wieder in den Sinn. Der burjatische Boxer, der, kaum war er besoffen, ihre russischen Freunde mit provokativen Sprüchen reizte und erst Ruhe gab, als ihn die beiden an elementare Spielregeln der Gastfreundschaft erinnerten. Die unausgesprochene, aber spürbare Angst der russischen Crew ihres Trimarans auf der zweiten Reise, irgendwo am burjatischen Ufer anzulegen. Sie hatten damals nicht das Gefühl gehabt, alles zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Kulturen sei zum Besten bestellt. Einzelfälle? Ein burjatischer Fischer, den sie in der burjatischen Wildnis in einer abgelegenen Bucht aufgesucht hatten, erwies sich als buchstäbliche Inkarnation der Gastfreundschaft. Die Flasche Wodka, welche ihm die russischen Besucher schenken wollten, wollte er nur akzeptieren, wenn sie sie mit den Schweizern und ihm zusammen tranken, was denn auch geschah. Sie kauften ihm einen Eimer Fisch ab, doch, als ihr Boot schon den Anker lichtete, kam er herbeigeeilt und schenkte ihnen die gleiche Menge dazu.

Das Baikalmuseum, das Iwan Iwanowitsch den Neulingen zeigen wollte, war - wie hätte es anders sein können? - geschlossen. Der Montag ist für alle russischen Museen *wychodny djen*, Ruhetag. Iwan suchte die Direktorin auf. Nach einer halben Stunde trat er in Begleitung einer älteren Frau, die inzwischen schnell in ihr gutes Kostüm angezogen und sich frisch geschminkt hatte, aus dem Museum und lud seine Gäste, die sich vor der sengenden Sonne in den Halbschatten eines Baums geflüchtet hatten, stolz zu einer Sonderführung ein. Die Exponate des Museums erinnerten die Besucher an die in Listwjanka, aber das Material war didaktisch besser präsentiert und für Schulklassenbesuche geeignet, während Listwjanka einen etwas mehr wissenschaftlich-verstaubten Eindruck gemacht hatte. Es war erfreulich zu sehen und zu lesen, dass die Kinder hier zu einem sorgsamem Umgang mit der Natur aufgerufen und auf ökologische Zusammenhänge hingewiesen wurden.

Iwan Iwanowitsch hatte in Ulan Ude einen Freund, von Beruf Holzhändler, zu dem er seine Gäste nun brachte. Dieser Mann wohnte in einem Vorort der Stadt mit vielen Einfamilienhäusern neuerer Bauart. Das Haus der Familie Michael Sawjeljewitsch und Oxana Aleksejewna erwies sich als geräumiges, neues, zweistöckiges Holzhaus. Dahinter lagen ein ausgedehnter Gemüse- und

Obstgarten mit grossem Treibhaus und ein einstöckiges Gebäude, das die Sommerküche, die Banja und einen Essraum beherbergte. Sommerküchen waren in diesen Breitengraden häufig anzutreffen und eine herrliche Einrichtung, denn sie erlaubten es, das eigentliche Wohnhaus während der heissen Jahreszeit kühl zu halten und die zahlreichen Fliegen davon abzulenken. Freundlich wurde die Reisegesellschaft von der Hausherrin empfangen und durch den Garten und das Haus geführt, wie es in Russland üblich ist. In der angenehm kühlen, in ‚Gelsenkirchner Barock‘ gehaltenen Wohnstube liessen sie sich in die üppigen Sessel fallen. In diesen Salon hatten sich offenbar kurz vorher Oxanas drei Enkelkinder vor der Hitze geflüchtet und den ganzen Boden mit Puzzlestückchen übersät. Von den Gästen aufgeschreckt, flohen sie in den angrenzenden Raum zu ihren Urgrosseltern. Oxana füllte lachend die vorher bereit gestellten Sektgläser und hiess ihre Gäste willkommen: „Ich werde mich nun um ihr leibliches Wohl kümmern gehen. Ruhen sie sich ein wenig aus, nehmen sie ein Bad. Die Toilette liegt gleich nebenan. Allerdings gibt es im Augenblick nur kaltes Wasser, weil der Boiler ausgefallen ist. Wer warmes Wasser will, kann in die Banja gehen. Dort hat es noch welches im Tank.“ Nadja und Verena nahmen das Angebot gerne an, während Ulrich ins Badezimmer ging und eiskalt duschte - für ihn eine Heldentat. Er staunte über die WC-Schüssel, die offenbar aus einem Kinderheim stammte und höchstens fünfzig Zentimeter hoch war. Ob die Dame des Hauses wohl mit einem Zwerg verheiratet war? Oxana, von Beruf Architektin und Erbauerin des gemütlichen Hauses, wirkte in der Sommerküche mit ihren Töchtern, beide Ärztinnen, wo ein wahres Festmahl zubereitet wurde. Ihr Ehemann war geschäftlich abwesend. Das Essen mit Sakuski, Suppe, Hauptspeise und Nachtisch zog sich über zwei Stunden hin. Alle assen wie üblich zu viel, doch half der sibirische Wodka bei der Verdauung. Man liess Oxana und ihr Haus hochleben und alle freuten sich, als die quirlige, fröhliche Dame ankündigte, sie werde sich mit ihrem Mann der Baikalexpedition anschliessen. Aljoscha versuchte, aus Iwan Iwanowitsch etwas Genaueres über die Reisepläne herauszulocken, erhielt aber verdächtig vage Informationen. Der Hochstimmung am Tisch tat sein Ausweichen jedoch keinen Abbruch.

Nach dem Essen traten Iwan Iwanowitsch mit den Novosibirsker und Schweizer Gästen die Reise nach Kischinga an, das rund 200 km östlich von Ulan Ude lag und hauptsächlich von bewaldeten Hügeln umgeben war. Er erzählte über seinen Beruf. Als Direktor des Forstinspektorats war er für hunderte Quadratkilometer Wald seines Kreises verantwortlich und Chef einer Gruppe Waldarbeiter. Eine seiner Hauptaufgaben bestand darin, die Abwicklung der Kontrakte zu kontrollieren, die Moskau mit China zur Ausbeutung der burjatischen Wälder abgeschlossen hatte. Seine grösste Sorge galt den Walddieben. Sie operierten mit geländegängigen Fahrzeugen und interessierten sich nur für die besten Stämme. Um die Forstwarte abzulenken, pfl egten sie irgendwo in einem schwer zugänglichen Gebiet Waldbrände zu legen. Während Iwans Mannschaft mit Löscharbeiten beschäftigt war, konnten sie in Ruhe an einem andern Ort abholzen, was sie beehrten.

„Die Holzdiebe sind mit modernster Technik ausgerüstet, während wir mit Schrott arbeiten. Auf meinen Hilferuf an Moskau hin erhielten wir drei gigantische Löschtankwagen, darunter einen richtigen Kettenpanzer, der ins Feuer hineinfahren kann. Wegen Mangels an Bargeld für den Kauf von Diesel - der Panzer säuft 300 l auf 100 km - können wir die Fahrzeuge nicht einsetzen. Es wäre auch fast unmöglich, den Panzer im Feld nachzutanken. Der fährt über Stock und Stein, wo die Camions nicht durchkommen. Und Helikopter für den Dieseltransport haben wir sowieso keine. Schlamperei, Unkenntnis der lokalen

Verhältnisse, Mangel an Interesse, Arroganz und Unfähigkeit herrschen im Beamtenapparat der Hauptstadt.“

„Das hatte schon Gogol festgestellt“, kam es Ulrich in den Sinn.

Man konnte Iwans Stimme seine Wut und Trauer anmerken.

„Diesen Hohlköpfen sind wir ausgeliefert. Sie werden sich nicht scheuen, wenn sie eine Untersuchung der Gründe für die Waldbrände anstellen, mich zum Sündenbock zu machen. Ich trage ja die Verantwortung für diese Gegend.“

In diesem Jahr hatte sich die Tätigkeit der Walddiebe wegen der äusserst grossen Trockenheit besonders verhängnisvoll ausgewirkt: im Mai und Juni hatte anhaltende Trockenheit bei Temperaturen von mehr als 30 Grad geherrscht. Dann kam der Regen und Orkane peitschten durch die Gegend. Es gab Sturmwurf.

„Sehen sie den Hang da drüben?“

Wie eine gigantische Zunge hatte sich das Feuer in einen Berghang hineingeleckt. Man konnte die braune Farbe der abgestorbenen Föhrennadeln in der Abendsonne gut erkennen.

„Diese Bäume sind alle verloren“, erklärte Iwan. „So ein Waldbrand entwickelt sich explosionsartig. Schauen sie nach rechts. Der Wald da ist in dreienhalb Stunden zerstört worden, rund 40 Quadratkilometer. Dabei gehen auch alle Tiere mit Ausnahme der Bären und Hirsche zugrunde. Die können sich meist retten.“

Die Waldlandschaft war von grosser Schönheit und erstreckte sich über endlose Flächen, so dass die Brandnarben aus der Distanz fast vernachlässigbar klein wirkten. Die nicht asphaltierte, von den Gewitterregen stark mitgenommene Strasse forderte den Stossdämpfern des überladenen Wolga das Letzte ab, doch bestand er die Prüfung mit Ächzen und Quietschen und erreichte gegen Abend Kischinga, eine ausgedehnte Stadt mit rund 4000 Seelen, mehrheitlich Burjaten, bestehend fast nur aus zum Teil schmucken Isben, Bauernhöfen und Ställen. Einzig das Spital, das noch gerade rechtzeitig vor der Perestroika fertiggestellt worden war, das Gebäude der Kreisverwaltung und ein überdimensioniertes Warenhaus mit armseligen Auslagen, die an die Sowjetzeit gemahnten, ferner die Schule waren aus Beton und Stein gebaut und mehrstöckig. Die Schule hatte Berühmtheit erlangt, weil sie von allen Schulen Russlands pro capita am meisten Kandidaty Nauk, also Hochschulabsolventen, hervorgebrachte und deshalb sogar im Guinness Buch der Rekorde Erwähnung gefunden haben soll. Niemand wusste, warum dem so war, aber die Kischingesen, Burjaten wie Russen, erzählten es mit Stolz.

Als wahre Wohltat nach der holprigen Fahrt über die staubige Landstrasse erwies sich die Banja, die Iwans Vater vorsorglich eingeheizt hatte. Nachdem alle, paarweise gebadet, erfrischt und neu eingekleidet den akkurat angelegten Gemüsegarten, die Ställe mit den zwei Kühen, den Schweinen und Hühnern, die Johannis- und Himbeerstauden vor den Stallungen besichtigt, über die Qualität des Gemüses und die Grösse des Kartoffelackers gestaunt und den Hofhund gestreichelt hatten,- wurde gefeiert. Iwans Vater liess es sich nicht nehmen, die Ankömmlinge aus der Schweiz und aus Nowosibirsk persönlich begrüssen zu kommen, obwohl er nach einer Kehlkopfoperation nur noch für die Angehörigen verständlich sprechen konnte. Er strahlte vor Freude über die von weit her angereisten Gäste: Besonders glücklich war er darüber, dass die Schwiegereltern seines Enkels aus Nowosibirsk gekommen waren, die den jungen Hoffnungsträger im fernen Nowosibirsk so lange beherbergt und verwöhnt hatten.

Iwan Iwanowitschs Gattin Tamara Andrejewna schwirrte wie eine Elfe zwischen Sommerküche und Veranda des ansehnlichen Wohnhauses hin und her, trug auf, dass es eine Art hatte. Iwans Bruder, der bei ihm als Waldarbeiter tätig war, und

dessen Frau mit ihrem niedlichen Töchterchen kamen, um die Fremden zu besichtigen und zu begrüßen. Immer wieder trat jemand unter irgend einem Vorwand auf die Veranda, um sich zu vergewissern, dass Schweizer aussehen, wie andere Leute auch.

„Ihr seid meines Wissens die ersten Schweizer hier“, lachte Iwan. „Das ganze Dorf weiss natürlich, dass ihr angekommen seid.“

Das Gespräch verlief laut und angeregt. Zwischendurch vernahm Ulrich Aljoschas bohrende Fragen an den Gastgeber, wie es denn um die Baikalreise stünde. Er erhielt auch jetzt keine klaren Auskünfte. Offenbar war bis anhin sozusagen nichts organisiert worden. Wenn die Realität einen Russen erst einmal einholte, entpuppte er sich indes in aller Regel als Meister der Improvisation. Er hielt sich an das Verabredete oder bot eine zumindest gleichwertige Alternative. Verena und Ulrich hatten derlei Überraschungen schon oft erlebt und waren nie enttäuscht worden. Sie hatten auch Verständnis gewonnen für die Lage dieser Menschen. Was nützte es in einem Land, wo niemand voraussagen konnte, wie sich die Dinge in den kommenden Monaten entwickeln würden, eine Reise im einzelnen voraus zu planen? Es mochte lobenswert sein, einen Schiffskapitän Monate vor Antritt einer Reise unter Vertrag zu nehmen. Was aber, wenn gerade am Vorabend der Reise seine Tochter ein Kind bekommen, sein Sohn Hochzeit gefeiert oder ein Schulkollege ein Jubiläumsfest abgehalten hatte? Dann war der Mann eben am nächsten Tag nicht arbeitsfähig. Was nützte der Vertrag, wenn kein Benzin da war oder wenn der Besitzer des Schiffs einen anderen, in der Gegend einflussreichen Kunden für die gleiche Zeit vorziehen musste? Die ewigen Wechselfälle des Lebens hatten die Russen zu hervorragenden Künstlern des „Happenings“ gemacht und diese Fähigkeit könnte sie noch weit bringen. Für die Nacht wurden Nadja und Aljoscha im Zimmer der Gastgeber neben dem Wohnzimmer, Verena und Ulrich im geräumigen Gastzimmer einquartiert. Iwan und Tamara hatten sich ins Esszimmer der Sommerküche zurückgezogen. Im Wohnhaus war es blitzsauber, gemütlich, sehr ruhig. Einzig der Weg zur Toilette, die hinter dem Kartoffelacker stand, war ohne Taschenlampe nicht zu bewältigen. Damit waren die Schweizer ausgerüstet, weil sie über solche Tücken russischer Häuser Bescheid wussten. In Nächten ohne Mondschein ist es in den Dörfern stockdunkel, denn die spärlich vorhandenen Strassenlampen wurden im Sommer mit den kurzen Nächten erst gar nicht angezündet, so es denn welche überhaupt gab. Wie die Strassenbeleuchtung im Winter gehandhabt wurde, hing jeweils davon ab, wie die Finanzlage einer Gemeinde war, diese wiederum davon, wieviel der nach Moskau abgelieferten Steuergelder für welche Zwecke an den Herkunftsort zurück kamen. Und auf diesem langen Weg verschwanden seit jeher Gelder in den Taschen schlecht bezahlter Beamter, denen dank ihren Beziehungen zu Helfershelfern bei den Aufsichtsorganen nie etwas nachgewiesen werden konnte.

Verena sinnierte über das, was Iwan Iwanowitsch der Hinfahrt erzählt hatte. 6'500 km weit entfernt von hier lag Moskau, und wie Paris hatte es seine eigenen Probleme und Bedürfnisse. Die Provinzen mussten nach eigenen Möglichkeiten suchen, ihr Leben zu organisieren, wenn sie nicht in Apathie versinken wollten. Zehn Stunden Zeitverschiebung gab es vom Pazifik bis an die Westgrenze der Föderation, über hundert Ethnien lebten darin. Im Gegensatz zu den Amerikanern hatten die Russen die Urbevölkerung nicht einfach niedergemetzelt oder in Reservate verdrängt, sondern, manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Gewalt zu integrieren versucht. Verena hatte ihre erste Russlandreise nie vergessen. Im überfüllten Hotel Sputnik, im damaligen Leningrad, hatten sich Gruppen von Sportlerinnen und Sportlern aus der ganzen Sowjetunion versammelt. In der Lobby hatte ein babylonisches Sprachengewirr geherrscht -

und alle hatten den selben Pass in den Händen gehalten. Sie hatte damals verstanden, dass die Slavophilie letztlich so absurd ist wie die Verherrlichung der Schweiz, die den Schweizern zu gehören habe. *Den Russen* gab es nicht, würde es nie geben, sondern, wie in der Schweiz auch, die lebensstüchtige, genetisch immer wieder aufgefrischte Strassenmischung. Die allerdings sah in Kischinga etwas anders aus als in Moskau, denn viel burjatisch-mongolisches Blut hatte da den Weg in die russischen Adern gefunden. Die Spermien mussten ja nicht, wie das Geld, den Umweg über Moskau einschlagen, um wirksam zu werden.

Ein buddhistisches Kloster in der Einöde

Iwans Freund Maxim, ein Burjate und Oberstleutnant, der für den Bezirk Kischinga als Aushebungsoffizier tätig war, begleitete die Nowosibirsker und Schweizer zum buddhistischen Kloster (Tazan) etwas ausserhalb des Dorfs. Sie wurden von einem jungen Klosterschüler durch die ganze Anlage geführt, durften in allen Tempeln nach Lust und Laune fotografieren. Nadjas Fragen wurden vom noch wenig erfahrenen Novizen zwar nicht sonderlich kompetent, aber geduldig beantwortet. Das Kloster pflegte enge Beziehungen zu Kreisen tibetischer Buddhis-ten. Vor zwei Jahren hatte sich der Dalai Lama zu einem Besuch angemeldet und man errichtete ihm eigens ein schönes Holzhaus als Wohnung, das nun seiner harrte, denn er war nicht gekommen. Die Mönche hofften, der für ihr Prestige wichtige Besuch werde irgendwann stattfinden. Mitten auf dem Areal standen ein paar Betonpfeiler, aus denen rostige Armierungseisen herausragten. Das Kloster hatte vor Jahren mit dem Bau einer Stupa von 33 m Höhe begonnen. Die alte Stupa, erzählte der Führer, war von den Bolschewiken nach der Oktoberrevolution niedergerissen worden. Das Baumaterial für den Neubau musste überall zusammengebettelt werden, was in einer so armen Gegend nicht einfach war. Nur die Götter wussten, wann diese Stupa einmal fertiggestellt sein würde. Aber man hatte in diesem von aller Hektik weit entfernten Winkel Zeit. Der Weg ist das Ziel...

In einem der Tempel lagen in zwei Schreinen säuberlich in bunte Tücher eingewickelte, mit blauem Band zugebundene Pakete. Es handelte sich um Schriften Buddhas in tibetischer Sprache. 104 Originalschriften waren, wie der Klosterschüler zu berichten wusste, vor Mao Tse Tungs Horden hierher gerettet worden. 240 weitere Pakete waren Übersetzungen ins neue Tibetisch. Ihrer bedienten sich die Mönche zur Lesung in den Tempeln. Ulrich war neugierig, den Inhalt eines solchen bunten Pakets zu sehen. Auf Maxims Geheiss packte der Novize sorgfältig eine der Schriften aus mehreren verschiedenfarbigen Tüchern aus, die überaus exakt gefaltet und mit Bändern umwickelt waren. Es kam ein Stapel von etwa 10 x 60 cm grossen, mit tibetischen Buchstaben bedruckten Papierblättern zum Vorschein, die zwischen zwei Holzdeckel geklemmt waren. Auf dem Areal stand auch eine Tempeljurte. Bekanntlich waren die Burjaten nicht alle Buddhisten. Vor allem auf der nordwestlichen Seite des Baikals und auf der Insel Olchon war der Schamanismus immer lebendig geblieben, und die von den Schamanen praktizierte Naturreligion hatte unter anderem den Vorteil, keine Tempel zu brauchen, war also für Nomaden -und die Burjaten waren früher solche gewesen -, die geeignetere Kultform als etwa das Christentum, der Islam oder der Buddhismus mit ihren fest gebauten Kirchen und Tempeln. Die Jurte zeugte vom Versuch der tibetischen Kirche, sich dem Nomadenleben anzupassen. Das Innere der verschiedenen Tempel liess Verena und Ulrich verstehen, woher ihre thailändische Schwiegertochter die Liebe zu bunten Farben und für den europäischen Geschmack kitschigen Figuren hatte: Die tibetischen Altäre, die sie

sahen, waren voller süsslich-farbig bemalter Götter- und Göttinnenfiguren. Von den Decken hingen wie Lampions aus bunten Stoffschuppen zusammengenähte Schirme herab, die den Himmel symbolisierten, auf den Bänken für die Mönche lagen bunte Kissen. Es herrschten die Farben blau, rot und gelb vor, welche die Thailänderin auch besonders gut mochte.

An mehreren Stellen auf der Wiese, welche die Tempel umgab, standen Gerüste, auf denen sich unter einem schützenden Dach mehrere grössere und kleinere, rote Rollen befanden, die man um eine Achse drehen konnte. Es waren Gebetsmühlen. Eine etwa fünfzigjährige Frau mit kummervollem Gesicht schritt auf einem vorgeschriebenen Rundgang von Tempel zu Tempel und drehte die Rollen, wenn sie an ihnen vorbeikam. Ulrich sagte etwas von Automatisierung des Gebetsrituals, aber Verena berichtigte: „Die Rollen sind doch für die der Sprache Unkundigen erfunden worden, welche die Gebete nicht lesen können.“ Die Führung beeindruckte die Gäste vor allem durch die Offenheit und Ungezwungenheit, mit der sie der junge Novize betreut hatte. Nichts vom misstrauischen, abweisenden Verhalten russisch-orthodoxer Tempelhexen, die „ihre“ Kirchen bewachten wie Trichterspinnen und sofort auf den Fremden zuschossen, der sich irgend eine nicht konforme Bewegung zu Schulden kommen liess, nichts von der Verslossenheit der Juden gegenüber Andersgläubigen, die sie in der Ukraine, in Uman, erlebt hatten, wo Vreni nicht in die Synagoge durfte und wo eine Passantin, die dringend eine Toilette hätte aufsuchen müssen, vom Bewacher der Synagoge mit der Bemerkung weggewiesen wurde, die Rabbiner liessen die Verunreinigung ihres Klos durch Frauen nicht zu, nichts vom machtbesessenen Dogmatismus der Katholiken und der gleichgültigen Kälte der geschäftigen Protestanten. In dieser religiösen Welt, die ihre Wurzeln tief in den althergebrachten Naturreligionen zu haben schien, wurde einem warm ums Herz.

Picknick im Wald mit Gesang

„Sobald ihr euch von eurem Klosterrundgang etwas ausgeruht habt, wollen wir einen Ausflug über Land machen, damit ihr die Schönheiten unserer Gegend geniessen könnt“, verkündete Iwan nach der Gäste Rückkehr. „Maxim und mein Bruder mit ihren Frauen sowie ein paar Freunde werden mit von der Partie sein. Nehmt den Regenschutz mit. Es könnte ein Gewitter aufziehen. Das soll uns aber nicht hindern, im Wald Schaschlyk zu braten. Bald setzte sich ein Konvoi von drei Autos in Bewegung, fuhr quer durch Kischinga, vorbei an der obligaten, mit Silberbronze bemalten Leninstatue, bergauf zum Bezirksspital, das auf einem Hügel thronte, und über eine holperige Schotterstrasse hinunter in das Tal des Chudan, dem Wald bei Ust Orot entgegen. Das Flüsschen schlängelte sich malerisch durch das Tal, das, seit die Landwirtschaft fast zum Erliegen gekommen war, langsam versumpfte. Das von einem sanften Wind gekräuselte Wasser spiegelte die tief stehende Sonne wie der Bauch eines frisch gefangenen Fisches. Auf einer kleinen Anhöhe wurde gerastet und Ulrich erhielt Zeit, um die romantische Flussaue in Ruhe zu fotografieren, über der sich Gewitterwolken aufzutürmen begannen. Die andern gaben sich dem Anblick der weiten, lieblichen Landschaft hin, die von endlosen Wäldern eingerahmt war. Auf der Weiterfahrt sahen sie, dass in die sanften, grünen Hänge der bewaldeten Hügel, dorthin, wo der Wald seinerzeit gerodet worden war, endlose Leitungen das Wasser des Chudan geführt hatten, um Felder zu bewässern. Nun lagen sie da, waren zerbrochen, verrosteten. Die Wiesen wurden nur noch als Weideflächen gebraucht.

Vor Ust Orot bogen die Wagen in ein Seitental ein und gelangten auf abenteuerlicher Trasse tief im Wald zu einem kleinen Touristenlager, das hier niemand erwartet hätte. Es beherbergte sogar eine Handvoll Gäste, ausschliesslich Burjaten und Russen aus der Gegend. An den Rand des gerodeten Platzes zwischen den Holzhäuschen, auf dem das Spielfeld für den russischen Volkssport Volleyball lag, führte ein hölzerner Kanal, gleich gebaut wie jene, die früher im Wallis das Gletscherwasser ins Tal gebracht hatten. Das Wasser kam von einer Quelle im Wald, war eiskalt und mundete vorzüglich. Es wurde in eine Grube geleitet, in der eine Pumpe stand, mit der zwei grosse, auf eisernen Pfosten stehende, Behälter von je etwa zwei Kubikmeter Inhalt gespiesen wurden. Unter einem davon war ein mit Holz beheizbarer Ofen angebracht, aus dessen langem, eisernem Kamin munter blauer Rauch in die Waldluft stieg und sich in den Wipfeln der Kiefern verlor. Von den Behältern führte je ein Eisenrohr in eine kleine Hütte, in der sich zwei Badezimmer mit Badewannen befanden. Eine junge, geschmeidige Burjatin, die sich als Sportpädagogin vorstellte, erklärte den neugierigen Schweizern und Russen, das Wasser sei heilkräftig. Man müsse zehn Minuten darin baden. Am besten streiche man sich vorher noch die Gelenke mit einem Lehm ein, der von einer besonderen Grube herbeigeschafft werde. Das sei vorzüglich gegen Arthritis. Aljoscha und Iwan liessen es sich nicht nehmen, das Bad zu testen – allerdings ohne Schlammpackung und ohne die Massage, die ihnen die hübsche Betreuerin angeboten hatte. Wahrscheinlich schreckten sie davor zurück, weil ihre Gattinnen anwesend waren.

Unterdessen war es dem Chauffeur, Iwans Bruder, und Maxim gelungen, ein Feuer zu entfachen und mit zu Hause mariniertem Lammfleisch Schaschlykspiese bereit zu machen. Die Frauen schleppten ihre Picknickkörbe herbei und verwandelten ein langes Brett in ein ‚Tischlein deck dich‘ voller leckerer Sakuski. All die frischen, aromatischen Dinge, die sie da aufstellten, stammten aus der hauseigenen Produktion.

Iwans Bruder sorgte dafür, dass die nicht gerade kleinen Wodkagläser der Männer, vor allem natürlich der Gäste, nach jedem Toast sofort aufgefüllt wurden. Er veranstaltete also das in Kreisen westlicher Geschäftsleute so gefürchtete Test- und auch Initiationsritual, dem man sich nur mit List und Tücke teilweise entziehen konnte. Während des Picknicks begannen die Kischingenser Frauen, welche die Falsett-Stimmelage ausgezeichnet beherrschten, Volkslieder zu singen und die ganze Gesellschaft mit den sehnsüchtig-melancholischen Melodien zu verzaubern.

Als die ganze Gruppe sich langsam zum Volleyballplatz aufmachte, brachen Verena und Ulrich zu einer Wanderung durch den Wald auf. Sie entdeckten in einer kleinen Hütte, neben der ein dicht mit Stoffetzen behängter Busch wuchs, einen kleinen buddhistischen Tempel, legten ein paar Kopeken hin und bestiegen einen der bewaldeten Hügel, von dessen Kuppe aus sich eine herrliche Sicht auf die Landschaft öffnete.

„Die Russen zieht es einfach immer in den Wald“, bemerkte Ulrich, „ob sie nun Pilze suchen, Beeren oder Kräuter sammeln, picknicken.“

„Ja, das hat etwas. Sogar ihre Friedhöfe legen sie gern im Wald an oder lassen Wald in den Friedhöfen wachsen. Der Wald scheint einen Teil der Kraft darzustellen, die sie beseelt. Man sieht da einmal mehr, wie stark in ihrem Unterbewussten noch heute uralte Mythen wirken, welche weder die Kirche noch der Kommunismus austreiben konnten. Sie sind ganz allgemein noch viel naturverbundener als wir. Aber der Wald hat schon eine besondere Bedeutung für sie.“

„Der Wald war natürlich auch immer ambivalent: einerseits Ort, wo böse Geister hausten, andererseits Zufluchtsort vor den Schergen der Macht. Man fand in ihm auch immer etwas Essbares.“

„Zum Beispiel die Preiselbeeren da“, kicherte Verena. Dann stand sie auf und hatte in kurzer Zeit die ganze Hand voll von den aromatischen, herbsüssen Früchtchen.

Aljoscha war mit den Ehefrauen der Gruppe und unterstützt von der durchtrainierten Burjatin gegen den Rest der Männer angetreten und hatte sie natürlich geschlagen, lag doch der durchschnittliche Alkoholspiegel seiner Mannschaft um einiges unter dem der andern. Nachdem die Spieler sich ausgetobt und den Wodka ausgeschwitzt hatte, warteten sie am Feuer auf die Schweizer, deren langes Fernbleiben Iwan beunruhigte. Eben schlug er vor, einen Suchtrupp zu bilden, als die zwei aus dem Wald traten.

„Jetzt wird getanzt!“, rief Maxim erleichtert in die Runde, kletterte in sein Auto und drehte das Radio auf. Der Waldboden war nicht gerade die ideale Tanzfläche, aber die Paare drehten sich ausgelassen im Takt. Erst die hereinbrechende Dunkelheit mahnte zum Abbruch des Picknicks, das mit seinem Programm aus Essen, Trinken, Singen und Tanzen russischer nicht hätte sein können.

Zum Glück liessen sich Aljoscha und Iwan zu Hause trotz der späten Stunde nicht davon abhalten, die Banja einzuheizen, denn der Tag war heiss gewesen und alle hatten geschwitzt. Bis tief in die Nacht sassen sie nach dem Dampfbad auf der Veranda. Erneut sangen die Frauen ihre Lieder, von denen sie unendlich viele auswendig zu wissen schienen.

Zwei Herren um die Vierzig, locker gekleidet strebten der Theke aus Lapislazuli zu. Der eine trug weiche, schwarze Mokassins, hellbeige Socken, Armani-Jeans, ein rotes, mit aufgenähtem Krokodil veredeltes Poloshirt und ein Sportveston eines renommierten Designers, eine dunkle Sonnenbrille mit kleinen, mandelförmigen Gläsern in einem Titangestell, der andere begnügte sich mit schwarzen Golfern, einer grauen Flanellhose und einer raffiniert geschnittenen, weich fallenden, dunkelblauen Wildlederjacke über einem offenen, weissen Hemd. Sie setzten sich auf die Hocker. Lachend zeigte der eine, er möge Hans Hinz heissen, dem andern, Karl Kunz, seine neue Armbanduhr. Er erzählte grinsend, wie schlau doch die ehemaligen Ostdeutschen seien. Vor zehn Jahren hätten sie noch nicht einmal ein anständiges Ankerwerk hingekriegt, und heute schlagen sie mit ihren Uhren Preisrekorde. Aber das Design stimme. Er hielt dem Kollegen den linken Arm unter die Nase. Kunz warf einen knappen Blick auf die Uhr und nickte. Er kenne die Marke, habe auch schon daran gedacht... Aber zuerst sei jetzt das Auto dran gewesen.

Hinz zeigte sofort Interesse und wollte wissen, ob er die Rakete nun bekommen habe. „Gestern“, antwortete Kunz. Er sei am Abend noch schnell nach Deutschland gefahren, um einmal aufs Gaspedal drücken zu können. „420 PS, ein sagenhaftes Gefühl. Kommst Du am Samstag auf eine Probefahrt nach Berlin?“

Hinz schüttelte den Kopf. Leider nicht möglich, wir fliegen nach Irland Golf spielen.“

Er wandte sich der Bardame zu und bestellte eine Flasche Opus One, ein paar Tartar- und Käsehäppchen und vier Gläser.

Kunz nickte anerkennend und fand die Auswahl des Rotweins hervorragend, aber teuer.

„Ist doch egal. Meine Praxis läuft so gut. Da spielt das doch keine Rolle. Ich setze ein Implantat mehr und schon ist das Geld wieder in der Kasse.“

Kunz lachte und fragte Hinz, ob er ihm eine Dentalassistentin wisse. Eine von seinen habe unverfroren ein höheres Gehalt verlangt, obwohl er ihr zu Weihnachten eine schöne Prämie gegeben hatte. Die habe er gleich gefeuert. Hinz fand das super. Diese Mädchen, die nichts im Kopf hätten als ihre Freizeit, müsse man klein halten, damit sie nicht den Grössenwahn bekämen. Er nahm das Glas aus der Hand der Bardame und probierte den Wein. Zuerst versetzte er den roten Saft in Rotation, dann hielt er den Rand des Glases unter das rechte Nasenloch und atmete das Gemisch aus Weinaroma und Luft mit geschlossenen Augen ein. Die Bardame stand geduldig mit der Flasche in der Hand da. Sie wusste, dass sich gewisse Herren mit ihrer Vorstellung Zeit lassen. Noch einmal mit der Nase, nun links. Dann setzte er das Glas an, nahm einen winzigen Schluck, liess ihn auf der Zunge zergehen, machte ein fragendes Gesicht. „Korken?“ fragte die Bardame. „Nein, aber irgend etwas mit der Gärung stimmt da wohl nicht ganz.“ Hinz nahm noch ein Schlückchen, schloss die Augen und rührte den Wein mit der Zunge im Mund um.

„Doch, geht. Hat wohl noch etwas Sauerstoff nötig.“ Die Bardame schenkte zwei Gläser ein, als zwei Frauen, eine etwas rundliche, kleine Blondine und eine spindeldürre Brünette eintraten. Die Blondine trug ein herbstliches Strassenkostüm aus der unverkennbaren Kollektion eines Hauses an der oberen Bahnhofstrasse, die Brünette einen schwarzen Hosenanzug aus Wildleder. Beide trugen sie Taschen verschiedener Boutiquen in den Händen.

„Natascha, bitte alle Gläser füllen, die Damen sind gekommen.“ - Hinz stand auf und begrüßte seine und Kunzens Frau. „Oder wollt ihr lieber eine Coupe Champagner? Komm, Liz, lass Dich nochmals Herzen. Mit dem Wägelchen, das dein Mann sich da gekauft, ist die Gefahr gross, dass wir uns bald an eurer Beerdigung sehen werden, hehehe.“

Auch Kunz war aufgestanden und küsste die beiden Frauen.

„Der Tisch im Club auf dem Sonnenberg ist reserviert“, sagte er und blickte auf seine Uhr. In einer Stunde müssen wir dort sein.

Hinz drückte den Frauen ein Glas in die Hand. Sie stiessen an und bereicherten mit dem kostbaren Nass ihre innere Leere.

Der Club war eine besondere Sache. Für einen Tausender Jahresbeitrag war man Member, hatte das Recht, in einem besonderen Abteil des Restaurants zu sitzen, durfte die schwammige Hand des aufgedunsenen Chefkochs und Wirts mit seinen Schweinsäuglein und seinem widerlichen Grinsen drücken, war, kurz gesagt, dabei. Wobei, war eine Frage die sich die Members nicht stellten. Sie hatten auch keine Zeit, über derlei nachzudenken. Zu kostbar war ihre Zeit, die sie mit Geldscheffeln und Geldausgeben ausfüllen mussten.

Der Friedhof

Wie gestern nacht vereinbart, standen Verena, Nadja und Ulrich früh auf, um zum Tazan zu wandern, wo sie den buddhistischen Friedhof aufsuchen wollten. Natürlich entgingen ihre Schritte Tamara Andrejewnas wachsamem Ohr nicht. Bereits hatte sie die Kuh gemolken, die Schweine und Hühner gefüttert, die frischen Eier eingesammelt und eine Schale Himbeeren gepflückt. Nun kauerte sie im Hof und streichelte Rem, den Hund.

„Guten Morgen!“, begrüßte sie die Ausreisser und führte sie in die Sommerküche zur währschaften Verpflegung. Dann erst führte Aljoscha seine Frau, Verena und Ulrich mit dem Auto zehn Kilometer weit bis in die Nähe des Friedhofs, den man von weitem am Hang eines Hügels in einem lichten Kiefernain erblicken konnte. Es war warm, doch ballten sich über der Anhöhe düstere Gewitterwolken zusammen, vor denen sich die weissen, im Wind

flatternden Wimpel auf den Masten, die an den Kopfenden der Gräber im Boden staken, gespenstisch abzeichneten. Am Fussende jedes Grabs war ein dicker Pfosten in den Boden gerammt, auf dem meist eine Metalltafel mit dem Namen des Toten angebracht war, der hier ruhte. In einer eingeschnitzten Nische stand ein Schälchen mit aufgehäuften, rohem Reis.

Oben auf den Stangen mit den Wimpeln befand sich, aus Holz geschnitzt, ein liegender Halbmond, in dem eine Scheibe, vielleicht die Sonne, lag, aus deren oberem Pol ein kleines, geschnitztes Flämmchen züngelte.

Einzelne Gräber - es gab auch solche mit Steinplatten und weiss gekalkte Nachbildungen einer Stupa in Kleinformat - trugen kyrillische, andere tibetische Inschriften. Der schwarze Himmel über dem Hügel und die schräg einfallende Sonne, in deren Licht die Wimpel und Steingräber hell leuchteten, bildeten eine eigenartige Szenerie. Es war, wie wenn die weissen Steine in stummer Prozession über die Gräber zögen, begleitet von unsichtbaren Trägern der weissen Wimpel.

„Es ist wie der Gratzug in den Walliser Sagen“, flüsterte Verena ihren Gefährten zu. Wie eine Insel der Seligen lag der Friedhof da und bot eine traumhafte Aussicht in die fernen Wälder und Auen, auf denen sich goldgelbe Flecken der Sonnenstrahlen abzeichneten, die zwischen den Wolken durchdrangen und helle Säulen bildeten, auf denen die Wolkendecke ruhte. Nur das Flattern der Wimpel im Wind durchbrach die beklemmende Stille, die das Gefühl weckte, es werde gleich irgend etwas völlig Unerwartetes geschehen.

Gestern hatte der Klosterschüler erzählt, dass die erste Aufgabe des Lama nach dem Tod eines Menschen darin bestünde, der Seele beizubringen, dass ihr Gehäuse nun tot sei und sie es verlassen müsse, um sich im Paradies drei Jahre auf die nächste Inkarnation vorzubereiten oder zur Hölle zu fahren. Nur er konnte entscheiden, wann eine Tote oder ein Toter beerdigt werden durfte. Die Wartezeit konnte bis zu zehn Tagen dauern. Während dieser Zeit wurde die Leiche in einem Schuppen, einer Garage oder einem Nebengebäude aufgebahrt. Dass Frauen der Zugang zu einem buddhistischen Friedhof verwehrt war, hatte der junge Mann glücklicherweise zu erzählen vergessen. Sonst hätten es Nadja und Verena nicht gewagt, hierher zu kommen. Selbst wenn eine Frau starb, begleiteten sie offenbar nur die Männer zur letzten Ruhestätte. Die Frauen blieben zu Hause, klagten und bereiteten das Leichenmahl zu. Weil der Friedhof völlig menschenleer war und ausser Sichtweite des Klosters lag, kam niemand herbei, um die zwei Touristinnen zu verjagen.

An einem Abhang in der Nähe des Friedhofs hatten die Mönche aus grossen Steinen eine Inschrift in die Landschaft geschrieben: ОМ МАНИ БАДМЭ ХУМ. Das war entweder burjatisch oder aber tibetisch. Gerne hätte Verena gewusst, was sie bedeutet, doch hatten sie keine Zeit, um nochmals zum Kloster zu gehen - und in ihrem Kreise verstand den Spruch niemand.

Leben in Kischinga

Einmal mehr unternahm Aljoscha den Versuch, von Iwan Iwanowitsch zu erfahren, wie die Reise an den Baikalsee nun eigentlich vonstatten gehen sollte. Es stellte sich heraus, dass weder über den Transport auf die Halbinsel Swjatoi Nos noch die Unterkunft dort konkrete Vorstellungen existierten. Lediglich die Tatsache, dass sich Iwan um Nummernschilder für das Transportmittel, einen UASik (uljanowski awtomobilny sawod), der zu Iwans Betrieb gehörte und relativ neu war, kümmerte, bildete einen Anhaltspunkt dafür, dass er überhaupt über die Reise nachdachte. Er musste versuchen, von der Polizei innert 24 Stunden

eine Nummer zu erhalten, sofern sich die Reise überhaupt bewerkstelligen liesse. Natürlich hätte er die Schilder schon lange bestellen können, aber man war nun einmal in Russland.

Tamara Andrejewnas Eltern lebten im Dorf Innokentjowka. Sie bewohnten in diesem gottverlassenen Kaff eine schmucke, blitzsaubere Isba mit Küche, Wohnzimmer und zwei Schlafkammern. Alle Innenräume waren blau getüncht und nur mit Vorhängen voneinander abgetrennt. Hier waren sechs Kinder grossgezogen worden, die alle eine Ausbildung genossen hatten und berufstätig waren. Der Hausherr, ein drahtiges Männchen mit schlohweissem, dichtem Haar, war ein Energiebündel wie seine Tochter.

„Als ich mit meiner Frau hierher zog, habe ich die Kultur ins Dorf gebracht, denn hier gab es ausser Landwirtschaft und den damit verbundenen Gesprächen nichts“, sagte er selbstbewusst, bevor er die Handorgel ergriff und mit seinen gichtigen Fingern ein paar Melodien radebrechte. Die Frauen zogen sich ins Wohnzimmer zurück, um in Familienalben zu blättern und Mütterfragen zu erörtern. Nachdem er das Wohnzimmer mit akustischer Stimmung gefüllt hatte, legte er sein Instrument weg und verliess das Haus. Ulrich folgte ihm, schaute im Hof zu, wie der alte Mann seinen Enkel ein Pferd anschirren lehrte. Offensichtlich hatten nicht nur die Bauern von ihm, sondern auch er etwas von ihnen gelernt. Nachdem der geduldige Hengst eingespannt war, durfte der Junge im Dorf eine Runde drehen. Der Grossvater blickte ihm mit Stolz nach.

Das Abendessen fand bei Iwan Iwanowitschs Bruder, dem Waldarbeiter, statt. Er hatte sich im Vorjahr ein geräumiges, helles, gut eingerichtetes, zweistöckiges Holzhaus gebaut. Der Staat erlaubte seinen Arbeitern, mit Staatsholz und staatlichen Zuschüssen ein Eigenheim zu bauen und es bis zum Lebensende zu bewohnen. Nach dem Tod des Inhabers würde der Heimfall an den Staat erfolgen. Tamara erzählte, dass sie ihrem Mann schon lange in den Ohren liege, er solle doch auch bauen, da der Unterhalt ihres Heims, das die Schweizer als durchaus gemütlich empfanden, beschwerlich sei. Sie stiess bei ihm auf taube Ohren. Er hatte weder Zeit noch Lust, sich der Aufgabe anzunehmen, schob den Baubeginn immer wieder hinaus, war auch, trotz seines athletischen Körpers, kränklich. Er trank zu viel.

Der energische Waldarbeiter und seine 46 Jahre alte Frau, die schon drei erwachsene, hübsche Töchter und zwei Enkelkinder hatte, taten alles in ihren Kräften Stehende, um den Gästen zu zeigen, was man in Kischinga unter Gastfreundschaft verstand. Alle waren deshalb froh, in der Nacht noch eine Strecke weit gehen zu müssen, um den Mägen Erleichterung zu verschaffen. Unter einem funkelnden Sternenhimmel tasteten sich die Füsse an den Schlaglöchern vorbei heimwärts.

In dieser Nacht erwachte in Iwan Iwanowitsch das Ehrgefühl. Er hatte Aleksej schliesslich am Hochzeitsfest für seinen Sohn versprochen, die Baikalreise zu organisieren. Nun sass er ununterbrochen am Telefon, schrie in den Hörer und fluchte vernehmlich, wenn die schlechte Verbindung zusammenbrach. Endlich entspannten sich seine verkrampften Gesichtszüge. „Meine lieben Freunde“, verkündigte er strahlend, „ich habe es geschafft. Dank meines alten Bekannten, des Holzhändlers Michael Sawjeljewitsch, ist es gelungen, für drei Tage ein Motorschiff zu mieten, auf dem genügend Schlafplätze für die ganze Gruppe vorhanden sind. Wohin und wie es nach diesen drei Tagen weitergehen wird, können wir später entscheiden.“

Verena und Ulrich nahmen die Neuigkeit mit Begeisterung auf und brachten einen Toast auf ihren Gastgeber aus. Ihr Wunschziel, Swjatoi Nos, war in greifbarere Nähe gerückt. Sie hatten auf ihren Reisen gelernt, dem Schicksal für

solche Überraschungen dankbar zu sein. Wenn man bedachte, was für Probleme die russische Durchschnittsfamilie belasteten, dass etwa viele junge Eltern ihre Kinder nicht an die Universität schicken konnten, weil sie die 3'000 Rb. Einschreibegebühr nicht aufzubringen in der Lage waren, die dem Rektorat für einen erfolgreichen Abschluss der Aufnahmeprüfung bezahlt werden mussten, bewegten sie doch eher kleine Sorgen. Und wie strengten sich die Leute an, ihre eigenen Lasten vergessend, ihnen diese kleinen Sorgen abzunehmen! Iwan wirkte entspannter. Er erzählte, was für ein Schleudersitz sein Beruf sei. Ein alter burjatischer Freund, dem er viel geholfen hatte, bat ihn, ein Stück Wald roden zu dürfen, um das Holz zu verkaufen. Er schlug ihm die Bitte aus, weil er wusste, dass sonst unzählige andere Bittsteller mit dem gleichen Anliegen auftauchen würden. Diese Weigerung führte zu Reaktionen. Der Clan des Abgewiesenen begann, ihm das Leben schwer zu machen. Es wurden sogar Wälder angezündet, um ihn in Moskau als unfähigen Direktor zu diskreditieren, der seinen Verantwortungsbereich nicht unter Kontrolle zu halten vermochte. Bei den im Frühjahr abgehaltenen Wahlen hatte sich der Burjate um das Amt des Vizegouverneurs der Republik beworben und an allen Wahlveranstaltungen geschworen, er werde, wenn er gewählt würde, als erstes den Iwan Iwanowitsch seines Amtes entheben. Mit nur gerade 200 Stimmen Mehrheit hatte dann ein Iwan wohlgesinnter Kandidat die Wahl gewonnen. Das Amt war gerettet – zum Leidwesen seiner Frau, die erleben musste, wie ihn der Beruf seelisch und körperlich allmählich zugrunde richtete. Zu all den politischen Seitänzereien gesellte sich nämlich das Saufen. Wenn irgend ein Parlamentarier aus Ulan Ude oder irgend ein Moskauer Tschinownik, ein ranghoher Beamter also, für die Jagd oder zur Inspektion aufkreuzte – immer wurde Iwan für die Betreuung eingespannt – und immer kreiste die Wodkaflasche. So auch bei jeder Waldbesichtigung und bei jedem Geschäftsabschluss. Seine Leber war bereits angeschlagen, einen Herzinfarkt hatte der erst fünfzig Jahre alte Mann auch schon hinter sich.

Tamara Andrejewna hätte furchtbar gern vor ihrer Sommerküche eine Lampe gehabt, die den Hof und den Weg zur Toilette beleuchten würde. Aljoscha und Ulrich nahmen sich der Sache an, nachdem die Abreise wegen der Autonummer um einen Tag hatte verschoben werden müssen. Nicht nur wegen des altertümlichen Werkzeugs und des Fehlens von in der Schweiz so selbstverständlichen Dingen wie Briden, Winkel und Leitungsröhren verlangte die Arbeit dem Schweizer einiges an Improvisationstalent ab. Die elektrischen Installationen in Russland waren überall ein Kapitel für sich. Was sie hier vorfanden, war schon fast fahrlässig. Nirgends gab es eine Erdleitung, die in ganz Russland weitgehend unbekannt war. Die Kosten für teure Abzweigdosen waren eingespart worden oder es hatte keine gegeben. Man wusste sich zu helfen und drehte die meist aus Aluminium bestehenden Drähte zusammen – löten konnte man sie ja nicht wie Kupfer – und umwickelte sie mit Isolierband, das mit der Zeit brüchig geworden war und bei der leisesten Berührung abbröckelte. All diese Installationen wurden mit Nägeln oder aus Streifen von Dosenblech kunstvoll zusammengefalteten Haltern an die Holzbalken oder Bretter geheftet. So machten es nun auch Aljoscha und Ulrich, der Iwan nach vollbrachtem Werk, vom schlechten Gewissen geplagt, einschärfte, dass er das Heftpflaster, welches er in Ermangelung von Isolierband verwendet hatte, gelegentlich durch gutes Material oder eine anständige Abzweigdose ersetzen müsse. Iwan nickte ergeben und lächelte. Wahrscheinlich dürfte das Schweizer Leukoplast noch lange von der Anwesenheit Ulrichs in Kischinga zeugen. Doch die Lampe hing und brannte – zur grossen Freude von Tamara.

Unterdessen hatte es zu regnen begonnen. Der Regen wurde in der Nacht immer heftiger, verwandelt den Weg zum WC in einen Morast. Ulrich trieb irgendwo ein langes Brett auf, um das matschigste Stück neben dem Kartoffelacker zu überbrücken. Wetterabhängig war hier die Lebensqualität und vor allem im Winter dürfte es eine robuste Konstitution brauchen, um sich zu behaupten.

Dem Baikal entgegen

Nach fünf Stunden Schlaf war Tagwache. Es regnete und stürmte immer noch. Trotzdem hatte Iwan Iwanowitsch gestern abend für die Schiffsreise Proviant hergerichtet: Unmengen Fleisch, Kartoffeln, Speck, Gurken. Aljoscha versuchte, ihn zu bremsen – zum Glück, wie sich später herausstellen würde, ohne Erfolg. In letzter Minute brachte der Dorfpolizist die Autonummer, so dass die Gruppe, der in Anbetracht des nebelverhangenen Himmels die Abenteuerlust schon fast vergangen war, mit einem Wolga und dem UASik losfahren konnte. Um 12 Uhr erreichte sie Ulan Ude. Das stürmische Regenwetter hatte sie bis hierher begleitet. Wenigstens war die nasse Strasse nicht, wie auf der Hinfahrt, staubig gewesen, sondern voller Wasserlachen, die im Slalom umfahren werden mussten, denn man wusste nicht, was für Überraschungen in der braunen Brühe lauerten.

Wieder sassen alle in der Sommerküche von Michael Sawjeljewitsch, der nun auch zu Hause war und sich nicht, wie Ulrich wegen des Kinderklos im Badezimmer vermutet hatte, als Zwerg, sondern als Hüne erwies. Es wurde beraten, wie die Reise weitergehen könnte. Nach dem Essen fuhren der Chauffeur und Iwan auf Einkaufstour. Wodka, Mineralwasser, Kaffee, Brot usw. wollten besorgt sein. Michael Sawjeljewitsch führte Ulrich, Nadjeschda und Verena in die Stadt, um Geld zu wechseln. Der Schiffsinhaber durfte seine Heuer nur in Rubel entgegennehmen. Zuerst betrat er mit Ulrich eine Bank, wo man in Ermangelung einer ausreichenden Anzahl von Rubelscheinen nicht in der Lage war, 1000 \$ einzuwechseln. Draussen lachte Michael: „Sehen Sie, so ist das hier. Als Geschäftsmann kann man mit den Banken nicht zusammenarbeiten. Man braucht oft rasch viel Geld in Rubeln oder in Dollar, manchmal auch einen kurzfristigen Kredit. Geld haben sie nicht und Kredit geben sie nur gegen exorbitante Zinsen. Also wird schwarz gewechselt. Und das werden wir jetzt auch tun.“ Er fuhr zum Basar, wo er Ulrich an einer Strassen-ecke warten hiess, und verschwand. Bald kam er mit einer jungen Frau zurück, die Ulrich fragte, wieviel er wechseln wolle und was für Banknoten er habe. Sie wolle nur Fünfziger und Hunderter aber, wie sie unterstrich, nur in ganz neuen Noten. Die beiden Männer gingen zum Auto zurück und warteten. Nach einer Weile erschien die Händlerin, nahm im Wagen Platz und prüfte sorgfältig Ulrichs Dollarnoten. Zwei davon wies sie höflich, aber entschieden zurück. Er hatte sie zusammengefaltet im Gürtel getragen, wo sie vom Leder ein paar schwarze Flecken abbekommen hatten. Sie nahm dafür vier Fünfziger, die Verena ungefaltet in der Tasche trug. Dann händigte sie Ulrich ein enormes Bündel Fünfzig- und Hundertrubelnoten aus - für einen Dollar gab es 32,5 Rubel - und befahl ihm, nachzuzählen. Verena und Ulrich taten dergleichen, als würden sie zählen, liessen die Ecken der Noten durch die Finger gleiten, machten ein paar Stichproben - manchmal wurden, wie sie gehört hatten, Fotokopien in die Stapel gelegt - , gaben ihr Einverständnis, worauf sich die Dame dankend verabschiedete.

„So läuft das hier“, grinste Michael. „Sie arbeitet für die Chinesen. Die nehmen nur neue und grosse Banknoten an. Diese Frau hat immer Geld und kann auch mehrstellige Summen sofort wechseln. Wenn sie ihren Auftraggebern alte oder

gefälschte Scheine bringt, muss sie den Schaden selber tragen. Zudem lebt sie recht gefährlich. Es sind schon solche Verkäuferinnen umgebracht und beraubt worden, weil Kriminelle wissen, dass sie oft grosse Summen auf sich tragen.“ Michael Saweljawitsch schien in dieser Welt zwischen Gut und Böse zu Hause zu sein. Man sah ihm an, dass er seinen Lebensunterhalt mit allerlei Geschäften verdiente und dass mit ihm, wenn man ihn zum Feind hatte, wohl nicht gut Kirschen essen sein dürfte.

Um 16 Uhr war Abreise. Der UASik war unglaublich vollgepackt mit Koffern, Taschen, Kisten, Schachteln und Schlafsäcken. Aljoscha und Iwan quetschten sich zwischen das Gepäck auf die Hintersitze, Nadja kletterte in die Kabine des Fahrers Nikita Anatoljewitsch. Verena, Tamara und Ulrich stiegen zu Oxana und Michael in einen nagelneuen Wolga, der vorausfuhr.

Die Hauptstrasse in Richtung Norden war breit wie eine vierspurige Autobahn, doch hatte offenbar das Strassenbaubudget der Burjaten noch nicht für die Asphaltierung der Trasse gereicht. Die vielen mit braunem Wasser voll gelaufenen Schlaglöcher zwangen Michael Saweljewitsch zu gefährlichen Slalomfahrten.

Der Regen liess nach. Die Route verlief einer Achterbahn gleich über Hügel und durch Täler einer Waldlandschaft. Alle atmeten auf, als sie nach einer guten Stunde Fahrt an eine Raststätte gelangten, wo warme Pirogen, Salzgurken, Fisch, Fleischspiesse, Beeren und Früchte feilgeboten wurden. Ulrich und Michael Saweljewitsch kauften Bier, Mineralwasser und Pirogen, von denen Ulrich wusste, dass sie an diesen Kiosken sehr schmackhaft zu sein pflegten. Sie assen und warteten auf den UASik, der nach einer halben Stunde eintraf.

Endlich war der letzte Hügel überwunden und die Küstenstrasse dem Baikalsee entlang erreicht. Im Nu waren alle Bedenken Michael Saweljewitschs, alle Ängste Ulrichs wegen zu hohen Wellengangs, nicht fahrender Schiffe und nebelverhangener Berge zerstreut. Der Himmel tat sich auf, die Abendsonne beleuchtete den See.

Michael kannte das burjatische Baikalufer wie seine Hosentasche. Er hatte sich seinerzeit zum Schiffstransportingenieur ausbilden lassen und sieben Jahre in Ust Bargusin gearbeitet, frisch verheiratet mit seiner Oxana, der Architektin. Er erzählte den Schweizern, wie der Baikalsee wüten konnte:

„Es war damals üblich, die im Wald gefällten Baumstämme zu ‚Zigarren‘ zusammenzubinden, zu Bündeln von mehreren Metern Durchmesser, die mit Ketten zusammengehalten, von denen einige hintereinander gehängt und von einem Kutter an den Bestimmungsort gezogen wurden. Einmal habe ich einen Sturm erlebt – und Stürme können auf dem Baikalsee ganz unvermutet ausbrechen. Die Zigarren wurden von den Brechern buchstäblich auseinander gerissen und über den ganzen See verstreut. Der Kutter wäre beinahe an einer Klippe zerschellt.“

Verena und Ulrich schauten einander an. Waren sie nicht vor drei Jahren über eine Woche lang in einer Nusschale von Trimaran auf diesem See herumgeseelt...

Am See

Plötzlich trat Michael, der seinen Wolga erbarmungslos über die Bodenwellen gehetzt hatte, mit aller Kraft auf die Bremse:
„Fototermin für sie, Ulrich. Passen sie auf!“

Er lenkte den Wagen durch einen morastigen Seitenweg zum Ufer des Sees, wo sich eine herrliche, in der Abendstimmung bezaubernd leuchtende Szenerie auftat: Die mannshohen Wellen brachen sich an den Felsen, vom Licht der bereits untergegangenen Sonne blutrot eingefärbt. Nachdem Ulrich seine Bilder geschossen hatte, fuhr Michael, der schon etliche Jahre nicht mehr in dieser Gegend gewesen war und nun auflebte wie ein Rind, das nach dem langen Winter zum ersten Mal wieder auf die Weide durfte, dem Ufer entlang über Wurzeln und Steine, bis er an eine Stelle gelangte, wo der See die Grasnarbe bis zum Waldrand weggefressen und die entstandene Grube mit grossen Kieseln aufgefüllt hatte.

„Achtung, festhalten!“, schrie er, gab Gas und jagte den Wagen mitten durch das Hindernis. Es krachte und knallte unter den Sitzen, die runden Steine spritzten nach allen Seiten davon, der Wagen schleuderte hin und her. Mit letzter Kraft erreichten die Räder wieder festes Gras. Der Fahrer strahlte. Er hatte sich selbst ein Abenteuer gegönnt. Nach fünfzig Metern hielt er an einer äusserst malerischen Stelle an, wo ein grosser Felsbrocken ein paar Meter vom Ufer entfernt im Wasser lag, an dem die Gischt emporstob.

„Schön hier, nicht?“ Michael ergötzte sich an den noch vom Schrecken gezeichneten Gesichtern seiner Fahrgäste, die sich schon lange wie Teilnehmer einer Auto-Rallye vorkamen und nun dankbar ausstiegen, um den Fels zu erklettern. Es war romantisch hier, nur wenige Meter von der Trasse entfernt, die um diese Zeit kaum mehr befahren war. Ausser der Brandung war kein Ton zu hören.

„Ich habe Dir ja immer gesagt, dass die Russen etwas archaisch Wildes an sich haben“, flüsterte Verena ihrem Mann zu. „Wenn die in Fahrt kommen, sind sie nicht mehr zu halten, sei es nun im Krieg oder im Frieden, im Streit oder in der Freundschaft.“

Den Rückweg durch das Schotterbett, das von dieser Seite noch weniger passierbar wirkte als von der andern, legte er alleine zurück. Der Wagen rutschte und schleuderte bedenklich, aber irgendwie schaffte er es, wieder durchzukommen. Alle klatschten erleichtert in die Hände, stiegen ein, fuhren zur Strasse und warteten auf den UASik. Nach einer halben Stunde meinte Michael Sawjeljewitsch:

„Wir fahren weiter. Entweder haben die uns überholt, als wir am Ufer standen, oder sie haben eine Panne. Die werden uns in Ust Bargusin schon irgendwie finden.“

Die Stimmung im Wagen sank. Iwan, Aljoscha und Nadja sassen im Bus. Aber es wurde weitergefahren. Der Instinkt des Selfmademan und Emporkömmlings sagte Michael, dass nichts Besonderes vorgefallen sei und Widerspruch duldete er nicht, das heisst: er überging ihn einfach.

Kurz vor Ust Bargusin hielt der Wolga bei einem Kontrollposten der Strassenpolizei an. Mit Kalaschnikows bewaffnete Beamte traten vor und kontrollierten den Zustand des Wagens in der Hoffnung, etwas zu finden, was Anlass zur Erhebung einer Busse geben könnte, die dann, um 40 bis 50 Prozent heruntergehandelt, in den eigenen Taschen verschwinden würde. Doch es gab nichts Einträgliches zu entdecken. Michael Sawjeljewitsch fragte die Polizisten, ob ein UASik mit Nummer von Kischinga durchgefahren sei. Sie konsultierten bereitwillig die Liste, auf der sie jede Autonummer festzuhalten pflegten: „Nein, nichts.“ Ob irgendwo ein Unfall gemeldet worden sei, wollte er wissen. Es wurde herumtelefoniert. „Nichts.“ Das beruhigte die Passagiere ein wenig. Michael bat einen der Beamten, den Fahrer des UASik an die und die Adresse in Ust Bargusin zu weisen und erklärte ihm genau, wie man dorthin komme.

„Alles klar“, quittierte der Beamte. „ich kenne die Leute dort.“

Gegen Mitternacht langten sie in Ust Bargusin an. Hier sich zurecht zu finden, war ein Kunststück. Kaum eine Strassenlampe, Sandpisten mit grossen, vom langen Regen mit Wasser gefüllten Lachen, von denen am nächsten Morgen die Gänse Besitz ergreifen würden, keine Beschilderung, nichts. Aber Michael hatte die Sache im Griff. Sieben Jahre lang war er nicht mehr hier gewesen. Nun veränderte er sich sichtlich unter dem Ansturm alter Erinnerungen. Seine Augen leuchteten, der Mund erweiterte sich zu einem breiten Grinsen. Zielsicher steuerte er ein Restaurant an, das noch geöffnet war und wo zwei, drei Paare zu Discomusik tanzten, verhandelte kurz mit der Wirtin – und schon befanden sich seine Reisegefährten in einem kleinen Saal. Das Waschen der Hände war leider nicht möglich, für die Notdurft wurden sie auf die Strasse verwiesen, denn das Wasser war abgestellt worden. Die Serviererin hatte jedoch Mitleid mit den müden Reisenden, brachte eine Pfanne warmen Wassers aus der Küche ins WC, übergoss ihnen die Hände, damit sie das Gefühl haben konnten, sauber zu Tisch zu sitzen.

Als die drei in den Saal zurückkamen, war Michael verschwunden. Ein ausserordentlich hübsches und freundliches, burjatisches Mädchen mit rundem Gesicht, üppigem, schwarzem Haar, grossen, funkelnden Augen und blendend weisser Schürze fragte die Gäste nach ihren Wünschen. Sie bestellten etwas Weniges zu essen, mochten nicht mehr länger warten, waren sie doch alle todmüde und sorgten sich um die Passagiere des andern Autos.

Nach einer halben Stunde erschien ein aufgeräumter Michael:

„Aufstehen. Wir essen nicht hier.“ Ratlos stand die Serviertochter mit der bestellten Vorspeise auf dem Tablett da. Er drückte ihr etwas Geld in die Hand, die Gäste packten ihre Sachen zusammen und zottelten hinter ihm her aus dem Wirtshaus.

Er hatte seinen alten Bekannten aus dem Bett geholt, bei dem sie zum Essen und zum Schlafen unterkommen konnten.

„Meine Frau hat diesen Leuten das Haus entworfen,“ erklärte er und öffnete die Tür in einer Holzwand, hinter welcher der Garten lag und wo zwei Kettenhunde wild zu bellen anhoben. Im geräumigen und gemütlichen Foyer des Hauses wurde das Gepäck deponiert, wurden die Pantoffeln herausgekrämt - es ist in Russland unhöflich, beschuht in einer Wohnung herum zu gehen -, und schon sass die Gesellschaft an einem grossen Tisch in der geräumigen Küche. Irgendwie musste die Sache per Telefon von Ulan Ude aus eingefädelt worden sein, denn es dauerte nicht lange, bis sich der Tisch unter der Last der Vorspeisen und Fische aller Zubereitungsarten beugte. Eine solche Mahlzeit musste von langer Hand vorbereitet worden sein. Noch vor dem ersten Toast ging die Haustüre auf und herein trat:...Aleksej. Im UASik habe es auf der Fahrt, wie er lachend erzählte, einen Kabelbrand unter dem Armaturenbrett gleich beim Zündschloss gegeben. Die Reparatur mit behelfsmässigen Mitteln habe über eine Stunde gedauert und die Weiterfahrt sei äusserst mühsam gewesen, weil der rechte Scheinwerfer nicht mehr funktioniert habe. An der Kontrollstation habe man dem UASik dann kurzerhand ein Polizeiauto mit Blaulicht zugeteilt, das ihn hierher eskortierte - wie bei einem Staatsbesuch.

„Swjataja Rus, heiliges Russland, alles Erwartete tritt nicht ein, alles Unerwartete ist möglich.“ Mit diesen Worten trank Ulrich zur Freude der Russen seinen Wodka aus.

Mit etlichen Toasts auf die Gastgeber, auf den Rallyefahrer Michael und die Crew des Busses wurde bis zum Tagesanbruch gefafelt. Das Happy End der ersten Reiseetappe hatte die Müdigkeit vertrieben. Witze wurden zum Besten gegeben, es wurde gelacht und wacker getrunken. Das neu möblierte Studio von Ljudmilla,

der Tochter der Gastgeber, die mit Ehemann und Kleinkind für die Nacht ausquartiert worden war, wurde Verena und Ulrich zugewiesen. Iwan Iwanowitsch und seine Frau erhielten das Schlafzimmer der Gastgeber, die bei Nachbarn Unterschlupf fanden, Aljoscha und Nadja das Wohnzimmer, während Michael und Oxana die geräumige Veranda bezogen.

In der Kantine der Ausbildungsstätte für Medizinalpersonal wurde Kuchen gegessen. Die Frauen machten zwar alle irgend welche im Trend liegende Diäten, aber Kuchen musste sein.

Silvia war gerade aus den Ferien in Indien zurückgekehrt und erzählte, wie sie im Flughafen von Delhi eine ganze Nacht lang hängen geblieben sei, weil an der Maschine für den Weiterflug nach Zürich eine Panne hatte behoben werden müssen. Sie entrüstete sich darüber, dass man den Passagieren nicht einmal etwas zu essen in den Warteraum gebracht habe. Das Hotel sei auch nicht so gewesen, wie im Reiseprospekt. Im Zimmer habe die Klimaanlage nicht funktioniert und sei nie repariert worden. Das Essen sei mittelmässig gewesen, der Strand verdreckt, weil niemand die Flaschen und Speisereste der Sonnenbadenden weggeräumt habe. Als sie eine Exkursion ins Landesinnere unternahm, habe man ihnen einen uralten, nicht einmal klimatisierten Bus zugemutet und jedem Passagier ein Lunchpaket in die Hand gedrückt - bei der Hitze.

Der zufällig anwesende Kommunikationslehrer, ein Fremdkörper in dieser Welt schon wegen seines unmodischen Äusseren, fragte schüchtern, ob sie denn auch etwas Schönes erlebt habe.

Sie schaute ihn leicht irritiert an und berichtete kurz, man habe ein paar sehenswerte Tempel oder Moscheen besichtigen können, aber überall sei es schmutzig gewesen. Nie wieder werde sie nach Indien reisen. Einzig das erste Hotel nach der Ankunft habe ihren Vorstellungen entsprochen: ein grosses Zimmer mit schön gekacheltem Bad und mit Mobiliar wie im Märchen, unzählige Lakaien, allerdings alle faul. Doch, da habe sie sich einigermaßen wohl gefühlt. Aber das Essen! Nein, Indien sei nicht ihre Sache. Da ziehe sie Frankreich schon vor mit seiner perfekten Infrastruktur. Da könne man sich wenigstens darauf verlassen, dass alles nach Plan ablaufe. Die Damen kicherten schadenfreudig, gaben der unglücklichen Kollegin ein paar gute Hoteladressen mit schönen Swimming-pools und Golfplätzen und wechselten das Thema. Es war letztlich wichtiger, Erfahrungen über die neuesten Modegaststätten auszutauschen und sich über eine gerade abwesende Kollegin auszulassen, als sich mit Indien und seinen Sehenswürdigkeiten auseinander zu setzen. Indien lag sowieso nicht mehr im Trend.

Swjatoi Nos

Trotz der kurzen Nacht erwachten alle ziemlich früh, denn draussen schien die Sonne: Baikälwetter wie Verena, Ulrich und ihre Nowosibirsker Freunde es schon zweimal erlebt hatten. Verena bewunderte Elenas Blumen- und Obstgarten, der äusserst reizvoll angelegt und makellos gepflegt war. Ulrich sprach sie auf ihre perfekt geschnittenen Rosen an, bemerkte, dass er in Russland selten Rosen in den Gärten gesehen habe. „Ich liebe Blumen, Rosen ganz besonders. Am liebsten hätte ich nur Blumen im Garten, aber Sie verstehen, Vorräte müssen auch angelegt werden. Ganz ohne Kohl, Tomaten und Kartoffeln geht es nicht.“ „Wie bringen Sie denn die kapriziösen Rosen durch den Winter?“

„Oh, das ist schon eine kleine Prozedur, bei bis zu 40 Grad unter Null. Die werden zurückgeschnitten und mit Holzspänen zugedeckt. Darüber kommt eine dicke Schicht Erde. Die Holzspäne gären dann ein bisschen und geben den Rosen die nötige Wärme.“

„Aber die Saison ist doch kurz.“

„Natürlich. Doch unsere Sommer sind sehr intensiv, wenn die Sonne scheint. Schauen Sie nur, wie die schon blühen! Sobald wir wissen, dass es keine harten Fröste mehr gibt, graben wir sie aus. Tagsüber wärmt dann die Sonne, nachts decken wir sie mit Folie zu.“

Sie führte Verena und die russischen Frauen durch eine kleine Pforte neben der Sommerküche, zeigte den säuberlich bepflanzten Nutzgarten, die Ställe für das Federvieh, zwei Schweine und die Kühe. Vor der Wand der Sommerküche gediehen an vom kühlen Wind geschützten Spalieren Aprikosen, Sauerkirschen und Äpfel. Die Frauen zeigten sich interessiert und durften das grosse Gewächshaus betreten, wo Gurken, Peperoni und Tomaten wuchsen.

„Das Klima von Ust Bargusin ist rau. Der See ist kalt und die Berge hinter uns sind hoch. Wir haben viel Regen und sogar im Sommer manchmal Nebel. Ohne Treibhaus erntet man hier kein richtiges Gemüse,“ erläuterte sie ihre Anlage.

„Nie im Leben habe ich so gefroren wie in den ersten Ehejahren hier in Ust Bargusin,“ ergänzte Oxana Aleksejewna. „Immer war die Luft feucht und ewig blies ein scharfer Wind. In Ulan Ude wird es im Winter viel kälter, aber das empfindet man gar nicht, weil die Luft trocken ist.“

„Hier ist sie auch trocken, wenn der See zugefroren ist. Dann scheint auch meistens die Sonne“, ergänzte Elena.

Ulrich hatte sich die helle Sonne zu Nutze gemacht und hantierte im Garten mit seiner Kamera. Er bat die fünf Frauen, als sie von ihrer Besichtigung zurück kamen, sich für ein Gruppenbild aufzustellen.

Aljoscha erschien, war überraschend aufgeräumt: „Gestern nacht sind die Würfel für die Baikalfahrt gefallen. Heute Nachmittag wartet auf Swjatoi Nos ein Schiff auf uns. Mitzubringen sind ausser Proviant und Heuer noch 600 Liter Diesel, damit das Schiff die gewünschten Ausflüge machen kann. Aus dem Marsch auf Swjatoi Nos` höchsten Gipfel“, wandte er sich an Ulrich, „der fast 1900 m hoch ist, wird nichts. Man müsste sich den Weg bergauf mit Macheten durch das Gestrüpp hauen, sonst käme man nicht durch. Mischa wird dich aber für diesen Verlust entschädigen und ‚seinen` Baikale zeigen.“

Ulrich nahm diese Botschaft mit gemischten Gefühlen auf. Wie mochte wohl sein Baikale, der Baikale eines Mafioso, aussehen? Doch er behielt seine Bedenken für sich.

Schnell wurde zusammengekauft, was die kleinen Läden von Ust Bargusin hergaben. Besonders lange blieben Nadja und Tamara Andrejewna weg. Sie kamen mit einer grossen Schachtel zum Verladeplatz und schärften dem Fahrer ein, sie äusserst sorgfältig zu behandeln. Nun konnte es losgehen. Der Wagen war vollgepackt mit Waren, zwischen denen irgendwie auch die Fahrgäste Platz fanden.

Zuerst galt es, den Bargusin zu überqueren. Die Anlegestelle der Fähre war, wie ein Bahnhof, gesäumt von Frauen mit Eimern voller Beeren, Fischen, Gurken, mit einem Getränke-, Eis- und Schaschlikstand, der unvermeidlichen Verkäuferin gerösteter Sonnenblumenkerne. Ein randalierender Alkoholiker, der die Passagiere belästigte, und ein zerlumpter Bettler gehörten ebenso zum pittoresken Treiben wie eine Schar neugieriger Kinder und ein paar lauernde Hunde. Verena erstand für ein paar Rubel einen Zehnlitereimer reifer Heidelbeeren, die auch noch im Wagen verstaut werden mussten.

Die Fähre nahte. Sie bestand aus einer riesigen, mit Balken gedeckten Blechwanne, auf deren Fläche etwa zehn Autos Platz fanden. Gezogen wurde das nicht steuerbare Gerät von einem kleinen, zerbeulten Kutter mit offenbar recht starkem Motor. Er schleppte die Wanne an einem langen Drahtseil über den Fluss, leicht flussaufwärts haltend. Ein paar Meter von der Anlegestelle entfernt verschob sich der Kutter auf die Seite der Wanne, die dem Fluss zugewandt war. Nun verstand Ulrich, weshalb das Drahtseil zwischen ihm und der Wanne so lang war. Die Strömung trieb die Wanne leicht abwärts, der Kutter schob sie mit der Längsseite an die Anlegestelle. Sie landete zentimetergenau so, dass der Matrose sie schnell vertäuen konnte, bevor die Strömung sie weiter trieb. Der Kapitän des Kutters ein älterer Mann mit wettergegerbtem, rotem Kopf und einer Knollennase, die ein beredtes Zeugnis vom intensiven Wodkakonsum ihres Besitzers ablegte, musste für dieses Manöver genau wissen, wie stark die Strömung im Fluss war, die sich je nach Wetterlage und Jahreszeit änderte. Er hatte die komplizierte Berechnung seines Manövers im Blut.

Am andern Ufer ausgeladen, war die Gesellschaft dem Reiseziel schon recht nahe. Nach kurzer Fahrt erreichten der UASik und der Camion mit dem Treibstoff den Schlagbaum, der die Grenze des Naturschutzgebiets markierte. Es war dem Wächter für jeden Reisenden ein Betrag von etwa zehn Dollar zu bezahlen, dann wurde der Schlagbaum angehoben. Bei einem mit Stoffwimpeln behangenen Busch und einer aus einem Baumstamm geschnitzten Skulptur hielten die Fahrer an. Speck, Gurken, Wodka wurden ausgepackt, Burchan, dem schamanischen Gott und Beherrscher des Baikals, mit ein paar Tropfen auf einen Stein, neben dem ein Berg leerer Flaschen lag, das obligate Opfer dargebracht und angestossen auf den Erfolg der bevorstehenden Schiffsreise.

Büsche, die mit Stoffetzen behängt waren, traf man an vielen Orten rund um den Baikals, aber auch im Altai und in andern Gegenden Sibiriens. Sie wurden von Reisenden an Büsche geheftet, die bei einer Quelle, bei einem grossen Stein, der vielleicht einmal zu einer Kultstätte gehört haben mochte, oder an einem für energiereich gehaltenen Platz standen. Mit dem Akt des Anheftens eines Stückchens Stoff wurden die Götter und Geister, die hier herrschten, um Segen für die Weiterreise, für Angehörige oder für persönliche Anliegen gebeten. Mit dem sich langsam entwickelnden Tourismus war jedoch die Tradition, vor allem das Alkoholopfer - es konnte auch ein Geldopfer sein - an vielen Orten zur inhaltsleeren Folklore verkommen. Wahrscheinlich war auch diese Kultstätte eher den Fremden zuliebe hingestellt worden, als zur Ehre Burchans, des mythischen Baikalgottes und Vaters der Töchter Angara, Selenga und wie die Flüsse alle hiessen.

Der vom Regen ausgewaschene Weg nach Swjatoi Nos war auf der einen Seite begrenzt durch einen wunderschönen Sand- und Kiesstrand mit lockerem Föhrenbestand, an dem sich viele Zelttouristen eingerichtet hatten. Auf der anderen Seite erstreckte sich kilometerweit Sumpf. Es dürfte hier ansehnliche Schwärme von Stechmücken geben. Die Piste selber war eine wahre Mondlandschaft, aber irgendwie überwandern sogar koreanische Kleinwagen die manchmal metertiefen Schlaglöcher und tückischen Bodenwellen.

Am Fuss von Swjatoi Nos begann der Wald. An einem lauschigen Bach mit kristallklarem, eiskaltem Wasser wurde wieder gerastet. Verena und Ulrich kamen aus dem Staunen nicht heraus, wie oft und wie viel ihre Begleiter essen konnten. Die Ferienstimmung und die damit verbundene Aufregung schien ihren Appetit gewaltig angeregt zu haben. Es gab kalten marinierten und gebratenen Fisch, Wurst, Käse, Tomaten und Gurken, ohne die bekanntlich der Wodka nicht durch die Kehle rinnt, Brot, Biskuits, frische Heidelbeeren. Die Schweizer

begannen nun zu verstehen, weshalb Mengen Proviant mitgeführt wurden, mit denen man hätte Gargantua eine Woche lang füttern können. Nach einer guten Stunde Fahrt durch wunderschönen Nadelwald erreichte die Karawane Katun am Baikalsee, wo auf dem angeschwemmten Delta eines kleinen Flusses einige Zelte standen und wo auch grössere Kutter gut ankern konnten. Die Tschaika, so hiess das Schiff, wartete bereits auf die Urlauber, hatte aber wegen ihres Tiefgangs nicht ganz ans Ufer heranfahren können. Nikita Anatoljewitsch, der Fahrer, hiess seine Mannschaft kurzer Hand am Ufer aussteigen, worauf er den UASik vorsichtig durchs Wasser bis vor den Bug des Kutters lenkte. Sein Kollege mit dem Diesel folgte dem Beispiel und parkierte den Lastwagen neben dem andern Fahrzeug im etwas weniger tiefen Wasser. Neugierig beobachtete und kommentierte die Mannschaft das Manöver von Bord aus. Zwei kleine, braungebrannte, halbnackte Jungen lachten laut über die Touristen, die, nachdem sie sich der Schuhe entledigt und die Hosen hochgekrempelt hatten, nun den Baikalsee-Kälte-Test zu bestehen hatten, bevor sie über eine vier Meter lange Hühnerleiter an Bord klettern konnten. Um die Ladung des UASik zu löschen, bildeten die Männer, unterstützt vom Kapitän und seinem Matrosen, eine Menschenkette über den Steg, der in steilem Winkel zum Deck anstieg. Stück um Stück wurden die Koffer, Schachteln, Säcke, Ballen weitergereicht. Michael Sawjeljewitsch überwachte das Geschehen von oben, und Ulrich schoss ein paar Bilder der Aktion. Er hatte etwas Angst, beim Erklettern des Schiffs mit dem Fotorucksack auf dem Rücken ins Wasser zu fallen, aber es gelang ihm wie den andern, das Gleichgewicht zu halten. Er würde diese Übung in den nächsten Tagen noch oft vollbringen müssen. Wesentlich anstrengender war es, den Treibstoff in den Tank des Kutters umzupumpen. Eine elektrische Pumpe war zwar vorhanden, doch erbrachte der 220 Volt-Generator der Tschaika zu wenig Leistung, um ihren Strombedarf zu stillen. So blieb dem Kapitän und seinem Matrosen nichts anderes übrig, als mit einer Handpumpe zu arbeiten – etwa eine Stunde lang in brütender Mittagssonne. Oxana nutzte die Gunst der Stunde, um ihre Lebenslust an den Tag zu legen. Sie zog sich schnell um, stürzte sich in den kalten See und umschwamm die Tschaika. Angespornt von ihren ausgelassenen Rufen taten es ihr Verena und Nadjeschda gleich, während Nikita, seinen Bus bei einem Fischer in den Hof stellte, der sich für ein kleines Entgelt bereit erklärte, ihn für die Zeit der Reise zu bewachen. Sergei Michailowitsch, der Fischereiaufseher von Ust Bargusin, dessen Bekanntschaft mit Michael Sawjeljewitsch die Baikalfahrer das staatliche Überwachungsschiff verdankten, kletterte als letzter an Bord. Er hatte mit seinem Kapitän und einem Matrosen die Konzessionen der Fischer im Umkreis von 250 km um Ust Bargusin zu kontrollieren und zu gewährleisten, dass im Naturschutzgebiet, das den grössten Teil seines Reichs ausmachte, den relativ strengen Gesetzen nachgelebt, dass dort weder gefischt noch wild gezellet wurde.

Anlegestellen mit Überraschungen

Der Kutter lichtete den Anker und nahm Kurs nach Norden. Auf Deck wurde aufgeräumt, mussten die Koffer, Schlafsäcke und Lebensmittel verstaut werden. Den Frauen wurde die Viererkabine im Bug zugewiesen, den Männern die Kabine im Heck, wo es allerdings nur zwei Betten gab. Wer kein Bett erhalte, solle einen Schlafsack fassen und sich irgendwo auf Deck einrichten, meinte der Kapitän. Ulrich schnappte sich sein Buch aus dem Koffer und verzog sich wortlos in eine windgeschützte Ecke, um zu lesen. Nadja war sein enttäushtes Gesicht

allerdings nicht entgangen. Sie tuschelte mit ihrem Mann, der nach kurzem Meinungs austausch Verenas Koffer aus der Frauenkabine holte und zum Zimmer im Heck trug.

„Ihr seid die Ältesten an Bord. Die Russen werden ohnehin alle auf Deck übernachten, weil sie sich das Schlafen im Freien gewöhnt sind. Keine Widerrede. Der Kapitän ist im Bild.“ So kamen die Schweizer zu einer Zweierkabine, die ihnen als Hauptsponsoren der Fahrt an sich auch zustand. Die Fahrt ging zu einer Insel, wo der Polizeichef von Ust Bargusin und seine Frau dem Fischen frönten. Ulrich beabsichtigte, den Halt zu nutzen, schlenderte dem Ufer entlang, suchte einen lauschigen Ort, um ein paar Fotos und Tagebucheintragen zu machen, wurde aber nach kurzer Zeit von der Schiffssirene zurückgepfeifen. Der Polizeichef und seine Frau wollten nach Smeinaja befördert werden – noblesse oblige. Diese Dienstleistung würde sich allerdings schon bald bezahlt machen.

Das nächste Ziel war die Smejnjaja-Bucht. Dort hatte ein cleverer Unternehmer einen grossen Kahn verankert, der zu einem schwimmenden Hotel umgebaut worden war. Hier mussten eine Frau und ihre Tochter ausgeladen werden, die unseren Kapitän gebeten hatten, sie bis hierher mitzunehmen. Neben dem im Wasser liegenden Gasthaus gab es einen mit Brennesseln und Gras bewachsenen ‚Badestrand‘, auf dem ein hölzerner Pavillon, eine Jurte mit der Aufschrift Stalowaja, ‚Kantine‘, und ein mit Grasnarbe und Hundekot bedecktes Volleyballfeld Platz fanden. Es roch übel. Wahrscheinlich wurden die Abwässer des Hotelschiffs von der Strömung gerade hier ans Ufer getrieben und war den Badenden der Weg zum Plumpsklo zu lang. Rasch legte die Tschaika zum Glück wieder ab und tuckerte gemächlich tiefer in den Smejnjaja-Fjord hinein, dem vorbestimmten Landeplatz entgegen, wo sie bei einer Quelle mit heissem, nicht gerade einladend riechendem, radonhaltigem Wasser anlegte, die ihr spärliches Nass in ein quadratisches, mit Holzbalken ausgekleidetes, etwa anderthalb Meter tiefes Loch im Sand gleich beim Ufer rinnen liess.

Es gab in den Naturschutzgebieten am Baikal nicht viele geeignete und erlaubte Anlegestellen für grössere Kutter, wo man, ohne dass der Schiffsrumpf von Felsen oder grossen Steinen aufgeschlitzt wird, ganz an den Strand heranfahren, die Spitze des Schiffskiels in den Sand bohren und die geladenen Personen trockenen Fusses an Land setzen kann, wo man aber auch bei plötzlich auftretendem Sturm einigermaßen vor hohen Wellen geschützt ist. An diesen ausgesuchten Orten lagen natürlich meist mehrere Schiffe.

Verena und Ulrich waren entsetzt: Sie hatten von Ferien in der Abgeschiedenheit geträumt und waren auf einem Rummelplatz gelandet. Eben wurde eine frisch eingetroffene Reisegruppe Deutscher, ausgerüstet mit Schwimmwesten, im Rettungsboot von ihrem Schiff zu Wasser gelassen und über die paar Meter seichten Wassers an Land gefahren. Sie sahen aus wie eine Gruppe Riverrafter, die einen reissenden Bergbach zu bewältigen im Begriff waren. Das konnte ja kaum noch schlechter werden. Auch Nadja und Aljoscha warfen einander fragende Blicke zu, doch der aufmerksame Sergej tröstete:

„Wartet nur ab bis es dunkelt. Dann werden wir und das Boot des Polizeichefs allein hier vor Anker liegen. Die Radonquelle da ist eine Attraktion, aber nur tagsüber. Oxana war neugierig, die Wirkung des Radons zu erproben, zog ihr Badekleid an und stieg in das dubiose Loch, wo sie zehn statt der verlangten drei Minuten verharrte und ihren Gefährtinnen zurief, sie möchten es ihr doch gleich tun, das warme Wasser sei eine wahre Wohltat, ein Jungbrunnen. Erfolg war ihrem Locken nicht beschieden. Tamara schalt sie aus und befahl ihr, unverzüglich aus dem Wasser zu kommen. Wer im Radon Heilung suche, müsse zuerst im See und dann im Loch baden und nicht umgekehrt. Sonst werde der

Kreislauf überbeansprucht. Natürlich konnte es Oxana nicht lassen, nach dem Radon mit dem üblen Geruch im kühlen See schwimmen zu gehen - und überlebte es ausgezeichnet.

Unterdessen hatten die Männer in genügender Reichweite vom Radonquell ein Feuer entfacht, über dessen Gluten der Kapitän kunstvoll präparierten Fisch briet. Aljoscha und Verena schnitten Käse und Wurst, gossen den Männern Wodka und den Damen Schampanskoje in die Gläser.

Bald überliessen sie die Feuerstelle einer Gruppe Russen, die gerade angekommen war, und begaben sich aufs Schiff, wo Oxana und Tamara zu singen anhuben und wunderschöne Volkslieder zum Besten gaben. Die Landschaft, welche die grosse Bucht umsäumte, war absolut traumhaft. Unendlich waren die Abstufungen von himmelblau bis taubengrau der hintereinander aufragenden Berghänge, blaugrün das Wasser, hellblau der Himmel. Die Melodien der alten Weisen breiteten sich über das wie ein Spiegel da liegende Wasser aus und verhallten in den Mischwäldern, die bis zum Ufer herab reichten.

Die Russen entschieden, zum schwimmenden Hotel zurückzufahren, wo, wie sie erfahren hatten, die Banja eingeheizt worden war. Verena und Ulrich zogen es vor, den Weg dorthin zu Fuss zu machen, denn sie hatten den Anfang eines Pfads gesichtet, der etwa 100 m über dem Wasserspiegel im Wald verschwand. Tatsächlich erlebten sie auf dem Weg zum Hotel bezaubernde Ausblicke auf den See. Sie hatten es nicht eilig, genossen die ersehnte Stille, den würzigen Duft von Harz und wilden Blumen, liessen sich von der märchenhaften Stimmung über See und Landschaft verzaubern - ein kleiner Trost für den aus dem Reiseprogramm gestrichenen Aufstieg zum höchsten Gipfel von Swjatoi Nos. Als sie beim Hotel ankamen, wurden sie von ihren Bekannten bereits erwartet. Die Banja war ein Flop gewesen. Aljoscha erklärte Ulrich lachend, man hätte für den Abzug des Ofens ein viel zu dünnes Rohr gewählt und so die Badstube in eine Räucherzimmer verwandelt. Leid taten einem die ahnungslosen Städter, die hier eine oder zwei Wochen für 30 \$ pro Tag gebucht hatten. So ging die Fahrt zur Bucht mit der Radonquelle zurück, wo die Nacht verbracht werden sollte. Ulrich war sauer, dass der Kapitän keine menschenleere Bucht anlief, musste sich aber mit seinem Schicksal abfinden, zumindest für diese Nacht. So turnte er denn die Leiter hinunter zum Ufer, um sich an einer entfernten Stelle, wo das Wasser glasklar war, die Haare zu waschen, während erneut ein Mahl vorbereitet wurde. Nach der Nerven aufreibenden, hektischen Tätigkeit an einem Arbeitsplatz ohne menschliche Wärme, mit grossen Zukunftssorgen und nur einer Woche Ferien in Petersburg seit dem letzten Sommer hatte er ein enormes Ruhebedürfnis und wenig Lust auf grosse Betriebsamkeit. Sein Ziel war es eigentlich gewesen, mit Verena und den Nowosibirskern einige ruhige Tage zu verbringen und über Literatur, Musik, Philosophie und Pädagogik zu diskutieren, also über Themen, die in seiner Firma niemanden interessierten. Nun war plötzlich eine doppelt so grosse Gesellschaft zusammengekommen, wobei der egozentrische Michael Sawjeljewitsch, der sich zu beachtlichem Wohlstand emporgearbeitet und daran gewöhnt hatte, dass man das tat, was er verlangte, aber auch seine schwatzhafte, fröhliche und eigenwillige Frau eine Dynamik ins Geschehen brachten, die nicht vollständig dem Stil der alten Freunde entsprach. Sehr gut passte Tamara in die russisch-schweizerische Gruppe. Iwan Iwanowitsch, eher wortkarg, ein herzensguter Mann, störte nicht, war aber kein Mensch der langen, hochtrabenden Diskussionen, sondern ein Naturbursche, der mit der Natur ohne Worte und mit seinen Mitarbeitern kurz und klar zu sprechen pflegte. Seine zierliche, aber zähe Frau hatte sich in irgend welchen Kursen oder mit irgend welchen Lektüren das Gefühl für die Energien der Natur schärfen

lassen, liebte es, Stunden lang an einer reizvollen Stelle zu sitzen und Löcher in die Luft zu starren. Sie kam von solchen Eskapaden in eine andere Welt jeweils mit verzücktem Blick zurück, so dass man annehmen musste, sie habe wunderschöne virtuelle Erlebnisse gehabt. Neben den Handelsreisenden unterschiedlicher religiöser Sekten hatten sich natürlich auch Psychologen wie Heuschreckenschwärme über das ideologielos gewordene Russland hergemacht, verstärkt durch Russinnen und Russen, die, eine gute Einnahme witternd, im Westen Ausbildungen aller Art besuchten, die sie dann zu Hause in Kurse zur Raucher- und Trinkerentwöhnung, zur Hebung des Lebensgefühls, zur Therapie prekärer Ehen und so weiter umsetzten. Gleichzeitig wurde der langsam kaufkräftiger werdende Markt mit Ratgebern für oder gegen alles und jedes überschwemmt. Vielleicht war Tamara irgend einem der unzähligen Rogers- oder TZI-Predigern auf den Leim gegangen, vielleicht aber gehörte sie zu den Russinnen, die ihre uralten, schamanistischen Traditionen nicht vergessen hatten und sie in aller Stille fortsetzten.

Während sie auf Deck sassen und ihren Gedanken nachhingen, näherte sich ein weiterer Kutter, der aber nur für eine Stunde anlegte, um den Passagieren das Loch mit dem Radonwasser zu zeigen, das offenbar in irgendwelchen Reiseprospekten Erwähnung fand. Es ging schon gegen Mitternacht, als das Polizeischiff erschien, ein Kutter gleicher Bauart wie der des Fischereiaufsehers. Kurz darauf bog ein weiss gestrichener Dampfer in die Bucht ein, der sogleich den Argwohn des Kapitäns weckte. Er stand auf, ging zu Fischereiaufseher Sergei Michailowitsch und zum Polizeichef, die beim Wodka sassen und fachsimpelten. Es begann ein längeres Gespräch im Flüsterton. Auf Deck des weissen Schiffs stand ein gigantischer Grill, auf dem Schaschlyk in gespenstisch lodernden Flammen zubereitet wurde. Offenbar waren da keine Kenner am Werk. Auffällig waren einige athletische, kahlgeschorene Typen, die nicht besonders vertrauenerweckend aussahen.

Die Kapitäne, der Polizeichef und der Fischereiaufseher gingen vom Tisch. Plötzlich wurden die Diesel gestartet, die beiden Schiffe legten ab, fuhren ein Stück weit in die Lagune hinaus, wendeten dann und legten mit einem gezielten Manöver links und rechts vom Eindringling an, nahmen ihn buchstäblich in die Zange. Der Polizeichef und der Fischereiaufseher kletterten an Bord des grossen Passagierschiffs und verlangten den Kapitän zu sprechen. Da zog einer der glattrasierten Kerle eine Pistole, worauf auf dem Polizeiboot, von wo aus man das Geschehen beobachtete, sofort Kalaschnikows gezückt wurden.

Der Kapitän des Schiffs erschien, ermahnte seinen Hitzkopf zur Vernunft. Der Polizeichef zeigte ihm seinen Ausweis und verlangte die Herausgabe des Pistolero. Es begannen lange Verhandlungen. Die Gäste des weissen Schiffs hatten sich diskret in die Kabinen zurückgezogen, wollten offenbar nicht identifiziert werden. Die Fleischspiesse verkohlten auf dem Grill. Zu guter Letzt gab sich der Polizeichef mit der Konfiszierung der Pistole zufrieden und liess ihren Besitzer laufen. Ob auch Geld die Hand gewechselt hatte, konnte man von der Tschaika aus nicht sehen. Die düstere Gesellschaft verliess den Hafen und legte für den Rest der Nacht beim Hausboot mit der rauchenden Sauna an.

Uschkani

Um sieben Uhr früh fuhren sie bei wunderschönem Wetter auf den Saliv hinaus. Innert kurzer Zeit kontrollierte der Aufseher zwei Fischerboote. Die Fischer mussten ihre Papiere bei sich haben, was beim ersten auch der Fall war. Zum Dank für die schnelle Abfertigung warfen die Fischer drei etwa 60 cm lange Hechte auf Deck, die gleich in die Küche wanderten.

Der Besitzer des zweiten Bootes hatte seine Papiere nicht auf sich. Mit einem Haken, der auf einer langen Stange sass, enterte Sergei das Boot, angelte sich das Netz und begann es mit Hilfe des Matrosen an Bord zu ziehen. Nachdem das geschehen war, befahl er den beiden Fischern, ihre Ausweise holen zu gehen. Fluchend tuckerten sie davon. Das gut dreissig Meter lange Netz wurde nun in aller Ruhe inspiziert. Die schönsten Fische warf der Kapitän in eine Kiste, die andern blieben im Netz. Nach einer guten Stunde kreuzten die Fischer wieder auf, zeigten ihre Papiere und erhielten das etwas leichter gewordene Netz zurück.

Das Reiseziel waren heute die Uschkani-Inseln mitten auf dem Baikalsee. Die Tschaika verliess die Tschiwyrkuiski-Bucht, umschiffte den nördlichen Ausläufer von Swjatoi Nos. Gegen Nordost richteten sich die Bergketten Burjatiens in wunderbar zarten Pastelltönen auf, eine hinter der andern, je weiter entfernt, desto heller. Ein Bild, das Roerich hätte gemalt haben können.

Auf dem offenen Baikalsee herrschte recht hoher Wellengang bei einer frischen, kräftigen Brise. Einmal mehr gedachten Ulrich und Verena ihres letzten Baikalsee-Abenteuers. Wie hatten sie es wagen können, in jener zwölf Meter langen, von einem Laien gebauten Konstruktion ohne Rettungsjacken und mit einem einzigen, defekten Rettungsring an Bord auf diesem unberechenbaren Gewässer herumzukreuzen! Sie erzählten dem Kapitän davon, der lapidar bemerkte, sie hätten damals unwahrscheinliches Glück gehabt.

Zuerst landete das Schiff kurz auf Bolschie Uschkani, wo die Wetterstation des Baikalsees lag. Hier wohnten in drei, vier Häusern ein paar Leute, darunter die Meteorologin, die so gern nach Irkutsk umgezogen wäre, wo ihre Kinder im Schul-internat wohnen mussten. Ihrem Gesuch um Versetzung war nicht entsprochen worden, weil man auf ihre Dienste angewiesen war und niemand sie ersetzen wollte. Ihr Ehemann war als Naturschutzaufseher für die Uschkani-Inseln verantwortlich. Wer die Inseln betreten wollte, musste bei ihm eine Bewilligung einholen. Er war mit Sergei befreundet und hätte die Gäste der Tschaika am liebsten zu sich nach Hause eingeladen, denn das Inselleben war nicht nur hart, sondern auch arm an Abwechslung. Er verriet seinem Freund, auf welcher der drei Inseln die Seehunde sich zur Zeit am ehesten aufhalten dürften und bat, die Tiere nicht aufzuscheuchen. Die Kolonie habe letztes Jahr unter einer Viruserkrankung gelitten, sei stark dezimiert worden und bedürfe der Ruhe.

Der Kutter ankerte vor einem wunderschönen Kiesstrand auf der Südseite jener Insel, auf der sich die Tiere befinden sollten. Nachdem die ganze Gruppe über die Hühnerleiter ins Wasser geklettert und ans Ufer gewatet war, führte Sergei sie vom Ufer weg in den Kiefernwald, ermahnte alle zu absoluter Ruhe und pirschte sich mit ihnen ans entgegengesetzte Ufer. Bald sahen sie vom bewaldeten Abbruch aus die Nerpen. Einige sonnten sich auf grossen Steinen, andere tummelten sich im Wasser. Ulrich konnte in aller Ruhe ein paar gute Fotos schießen, ja sogar den Film wechseln, der natürlich gerade hier zu Ende gehen musste.

Während die Nerpen beobachtet wurden, bereiteten Kapitän und Matrose am Ufer eine Ucha aus den am Morgen „gekaperten“ Fischen zu. Was sie nicht in den Topf mit geschnittenen Kartoffeln, Karotten, Tomaten, Zwiebeln und Baikalseewasser brachten, wurde auf Spiesse gesteckt und gebraten.

Aljoscha und Nikita kamen etwas später zurück. Sie hatten es nicht lassen können, zu den Nerpen hinunterzusteigen. Ein Seehund sei, wie sie beim Essen stolz berichteten, erst aus dem Schlaf auf dem sonnenwarmen Stein geschreckt, als sie ihn am Fuss kitzelten. Tamara tadelte sie: „Ihr hättet die Tiere in Ruhe

lassen müssen. Sie brauchen die Zeit bis zum Wintereinbruch, um genügend Fett anzusetzen.“

„Hör doch auf. Die sind ja schon so fett, dass das für den Winter vollauf reicht“, meinte Nikita.

Eine Gruppe Japaner, die nach der Tschaika anlegte, bekam die Seehunde nicht vor die Kameras, wie ihr Kapitän dem der Tschaika erzählte, als sie zurück kamen, weil die sich alle, aufgescheucht durch Aljoscha und Nikita, ins Wasser gestürzt hatten und nun weit vom Ufer entfernt warteten bis die Luft wieder rein sein würde.

Wenn die Tiere so häufig Besuch erhielten, hatte Tamara mit ihrer Bemerkung wohl recht gehabt.

Es war herrlich, dem Strand aus wunderschönem, rundgeschliffenem Kies entlang zu wandern, in dem sich die Kraft der kristallklaren Wellen mit eigenartigem Zischen entlud. Eine richtige Idylle, die nach den Ereignissen der letzten Nacht nun jeder auf seine Weise genoss. Ausser der Brandung war kein Laut zu vernehmen. Am liebsten hätte Ulrich hier übernachtet und sich morgen wieder abholen lassen.

Die Fahrt zurück in die Tschiwyrkuiski-Bucht war wunderschön. Es war, wie wenn auf der kleinen Insel alle verzaubert worden wären. Wortlos, entspannt, verträumt liessen sie den Nachmittag verstreichen. Doch der hektische Betrieb in der Smejnjaja-Bucht brachte sie schlagartig wieder in die Wirklichkeit zurück. Dort hatten inzwischen zwei neue Schiffe mit erlebnishungrigen Ausflüglern angelegt, die nun auf dem schmalen Uferstreifen herumtollten, ins Radonloch tauchten, die Hänge hochkraxelten und sich laut miteinander unterhielten. Von einem der Boote wurde ein Motor-Scooter heruntergelassen, auf dem ein junger Mann in der Bucht herum zu rasen begann. Glücklicherweise dauerte es nicht lange, bis es ihm Sergei verbot. Solche Gefährte waren im Naturschutzgebiet nicht zugelassen. Verena, Nadja und Ulrich, wie immer beladen mit seinem schweren Fotorucksack, begaben sich auf einen langen Abendspaziergang, genossen das Spiel der Farben auf dem See und am Himmel und freuten sich, dem Betrieb der Touristen entkommen zu sein. Nachdem die Sonne untergegangen war, wanderten sie gemächlich zur Tschaika zurück. Ulrich war schon über die Leiter hochgeturnt und verschwunden, als zwei Rucksacktouristen zu Nadja und Verena traten. Sie erkundigten sich, ob die Tschaika sie nach Ust Bargusin mitnehmen könnte, von wo sie vor zehn Tagen zu Fuss aufgebrochen waren, um die Berge der Halbinsel zu durchstreifen und die unberührte Natur zu erleben. Es sei sehr anstrengend, aber traumhaft schön gewesen. Jetzt seien sie erschöpft vom Marsch durch die Wildnis. Nadja riet ihnen, die Kapitäne der anderen Kutter zu fragen, die sicher noch am gleichen Abend auslaufen würden. „Hast du gesehen, Verena, was das für zähe, durchtrainierte Burschen waren“, lachte Nadja, als die Trampler zum nächsten Schiff gegangen waren. „Und sogar die hat das Dickicht da oben schlapp gemacht. Es war wohl klug von dir und Ulrich, auf diesen Teil des Abenteuers zu verzichten.“

Die Nacht brach herein. Von der über Swjatoi Nos untergegangenen Sonne blutrot gefärbte Wolken spiegelten sich im schwarzen, still daliegenden Wasser. Schade, dass vom Nachbarboot her ein Radio mit ‚Techno‘, dem globalen Sound aller werbetragenden Radiostationen, plärren musste. Als Gegengift begannen Oxana und Tamara zu singen, was die Landschaft in ihren theatralischen Farben noch zauberhafter erscheinen liess. Es hätte wohl niemanden überrascht, wenn plötzlich Russalken aus der Tiefe aufgestiegen wären, um nach der Melodie der Lieder einen Reigen zu tanzen.

Angeregt von der Frauen Sangesfreunde stimmten die Herren ein Lied zu Ehren der russischen Flotte an, deren Tag heute begangen wurde und der begossen

und besungen sein wollte. Unter der Wirkung des reichlich genossenen Wodkas klangen ihre Stimmen nicht allzu melodisch, aber es war ihnen wohl ums Herz. Das Radio auf dem Nachbarschiff war verstummt, es tuckerte davon und langsam wurde es still in der Bucht.

Bevor sich alle schlafen legen gingen, kündigte Sergei eine Überraschung für den nächsten Tag an:

„Morgen werde ich sie zu den Lieblingsorten meines Reviers führen. Da werden sie, Ulrich, endlich auf ihre Rechnung kommen. Unberührte Natur, keine Menschenseele, keine plärrenden Radioempfänger. Gute Nacht.“

Im Paradies

Unter stahlblauem Himmel nahm das Schiff Kurs auf eine kleine Insel, auf der unzählige Möwen nisteten. Sie protestierten lauthals über die Störung ihrer Ruhe, kreisten um die Köpfe derer, die sich erdreisteten, sie bei ihrem Brutgeschäft zu belästigen, und beobachteten das Schiff. Sie schienen zu wissen, dass von solchen Gefährten manchmal essbare Abfälle ins Wasser geworfen wurden. Über die bereits vertraute Hühnerleiter kletterten alle an Land und über riesige, brüchige Felsbrocken so weit nach oben, dass sie den Ausblick auf den Saliv geniessen konnten.

Die Tschaika näherte sich auf der Weiterfahrt nach Norden den Felswänden, die hier den Baikalsee säumten. Plötzlich entdeckten die Passagiere eine archaisch anmutende Anlage im Wasser, deren lange, in die Höhe ragende Stangen auffielen. Eine grosse Fischfalle war da angelegt worden. Sergei erklärte, die Fischschwärme zögen in der Regel dem Ufer entlang, wo es etwas wärmer sei und sie Nahrung fänden. Deshalb sei vom Ufer bis zur Falle unter Wasser ein Netz gespannt, das sie direkt ins Verderben lenke. Die dort zwischen den Stangen gespannten Netze seien angeordnet wie eine Fischreue, so dass der Fisch, einmal drin, den Weg hinaus nicht mehr fände. Jetzt war die Reue, wie man durch das kristallklare Wasser feststellen konnte, allerdings leer. Vielleicht war sie erst heute errichtet worden, vielleicht war noch kein Fischzug vorbei geschwommen. Der Fischbestand im sehr kalten Baikalsee, dessen Temperatur, ausser in seichten Buchten, selten über acht Grad anstieg, war nicht sonderlich dicht, so dass mit Schleppnetzen gefischt werden musste. Das Angeln mit der Rute im offenen See war völlig hoffnungslos.

Nach langer Fahrt wurde vor einem zwei, drei Kilometer langen, aus relativ grossen, schön rund geschliffenen Kieselsteinen bestehenden Strand geankert. Hier ergoss sich der Bach Kedrowaja, der durch ein mit Urwald bewachsenes Tal floss, in den Baikalsee. Sein kristallklares und eiskaltes Wasser mundete herrlich. Links und rechts an den Berghängen wuchs Föhrenwald. Gegen Norden verloren sich die Bergketten der burjatischen Alpen am Horizont. Gerade noch knapp sichtbar war die Silhouette der gegenüberliegenden Küste am Ende der weit gespannten, stahlblauen Wasserfläche des Sees. Es war fast windstill. Nur das Murmeln des Bachs war zu vernehmen, der, wie sich beim Anblick des von ihm angeschwemmten Geschiebes erraten liess, oft gewaltige Wassermengen führen musste, wenn oben in den Bergen ein Gewitter tobte. Im mit dichtem Unterholz und meterhohem Gras bewachsenen, beinahe undurchdringlichen Delta entdeckte Ulrich Fussstapfen von Hirschen und Bären.

In dieser unberührten Welt - Sergei hatte nicht zu viel versprochen - verbrachte die Reisegesellschaft einen grossen Teil des Tages. Verena und Nadja sammelten Steine, die unter Wasser so herrlich bunt lockten und, trocken geworden,

verblassten wie ein schönes Mädchen mit dem Alter, wenn das Leben an ihm vorbeigegangen ist. Aljoscha versuchte sich im Aufsichten von Steinskulpturen, Tamara sass am Ufer des Bachs und meditierte, Iwan, Michael und Oxana unternahmen eine kleine Wanderung, während Ulrich seine Zeit mit dem Einfangen von Landschaften und, soweit dies möglich war, Stimmungen auf Zelluloid verbrachte und, als er dieses Zeitvertreibs satt war, grosse Steine zusammentrug und mit ihnen in grossen, kyrillischen Lettern ‚Swjataja Rus‘, auf den Strand schrieb. Dann verschwand er, um ein Stück weit durch den Wald bergauf zu steigen. Fast mannshoch standen die Alpenrosen und das Gras, überall lagen gefallene Äste versteckt auf dem Boden. Es wurde ihm klar, dass der Aufstieg auf den höchsten Gipfel von Swjatoi Nos äusserst beschwerlich gewesen wäre und seine Kräfte überfordert hätte. Immerhin gelangte er bis zu einem Felsvorsprung, von dem aus er den Ausblick auf die Bucht und die Weite des Sees auf seinen Film bannte.

Die Schiffssirene heulte los, zerriss die Stille und rief alle an Bord. Der Kapitän sagte lakonisch:

„Wir müssen nach Kurbulik, um Wodka zu kaufen. Alle Flaschen sind leer.“ Kurbulik lag nicht weit entfernt von Katun, wo das Schiff die Gruppe aufgenommen hatte. Es erwies sich als unsäglich verschlafenes Kaff. Gänse spazierten dem Strand entlang, Knaben vergnügen sich mit einer Schaumstoffplatte, die gross genug war, um einen von ihnen wie ein Floss zu tragen. Zwei zierliche, langbeinige Schülerinnen zogen Ulrichs Teleobjektiv auf sich. Die eine von ihnen, braungebrannt und lebhaft, versuchte der andern, bleichen, zurückhaltenden eine Schwimmstunde zu geben. Nach einiger Zeit brachte sie es fertig, ihre Freundin ins Wasser zu locken, wo sie hilflos stehen blieb und fröstelte, während die andere wie ein Delphin um sie herumkurvte. Ein Mann fuhr mit seinem baufälligen Motorboot an den Kutter heran und erhandelte sich einen sicher zweihundert Kilo schweren Anker, den er zusammen mit dem Kapitän und dem Matrosen auf den Bug seines Boots lud, der unter der Last so tief ins Wasser sank, dass die Schraube des Aussenbordmotors im Heck zur Hälfte sichtbar wurde. Auf der Bank vor einem Häuschen sassen vier Frauen und palaverten. Schöne Hunde lungerten herum und beobachteten jede Bewegung der Fremden.

Natürlich war die Inhaberin des einzigen Ladens ausgerechnet an diesem Tag nach Ust Bargusin gefahren. Niemand konnte sagen, wann sie zurückkommen würde. „Das hängt ganz davon ab, wen sie dort antrifft“, teilte eine der Frauen mit vielsagendem Gesicht mit.

Hier lebten der Matrose der Tschaika und seine Frau, eine beleibte Matrone, die sich neben ihrem spindeldürren Mann grotesk ausnahm. Er genoss die Arbeitspause, um mit ihr zusammen zu sein. Hand in Hand spazierten sie über den Pier und verschwanden in einem kleinen Häuschen am Ende des Dorfs. Nachdem die Russen die Hoffnung hatten begraben müssen, dass vielleicht ein Dorfbewohner noch auf den Gedanken käme, ihnen unter der Hand ein paar Flaschen Wodka zu verkaufen, kamen sie wieder an Bord der Tschaika, um Kurs auf die Insel Baklany zu nehmen, ein kleines Naturschutzgebiet mitten in der Tschiwyrkibucht.

„Jetzt fahren wir direkt ins Paradies“, verkündete Sergei strahlend und klopfte Ulrich auf die Schulter, der sich allmählich fühlte wie ein Psychiatriepatient, dem man eine besondere Erlebnisschonkost verpassen musste, um seine angeschlagenen Nerven zu beruhigen.

Die Insel erwies sich als nicht sehr gross und bestand aus einem gigantischen, bewaldeten Felsblock in Form einer Niere. An der Seite, wo das Schiff anlegen

konnte, fiel die Niere sanft ins Wasser ab; es gab einen flachen Strand mit weissem, feinem Sand. Nachdem das Schiff seinen Bug in den weichen Grund gebohrt hatte, schleppten die Frauen die Picknickkörbe an Land, die Männer brachten Decken und warme Jacken. Sergei, der von Ulrichs Plan wusste, den Sonnenuntergang zu knipsen, grinste:

„Wenn sie da geradeaus durch den Wald nach oben gehen und sich ein bisschen sputen, sollte es gerade noch reichen. Aber merken sie sich den Rückweg.“

Verena begleitete Ulrich mit seinem ewigen Fotorucksack. Bald schimmerte der Himmel orange durch das dämmerige Dickicht. Ganz leise war das Tuckern eines Schiffsmotors zu vernehmen, ab und zu das helle Lachen junger Frauen, die von ihren Burschen über den See gerudert wurden. Die beiden schritten durch lockeren Mischwald aus Lärchen und Birken, dann und wann mit einer Föhre durchsetzt. Dann tat sich der Wald ganz auf. Kniehohes Gras, riesige Farnwedel, wilde Azaleenbüsche und Beerensträucher, in denen die silbernen Fäden von Raupen und Spinnen rötlich glitzerten, strömten zusammen mit dem Wald einen kräftigen, würzigen Duft von feuchter Erde, Moder, Pilzen, Harz und Nadelbäumen aus, durchsetzt mit dem intensiven Duft von Lilien, Nelken und Bergorchideen. Die Sicht auf Berge und See wurde frei. Auf einem kleinen Plateau, an dessen Rand die Felsen gute 50 Meter senkrecht zum Wasser abstürzten, liessen sich die Schweizer nieder.

„Tatsächlich das Paradies“, flüsterte Verena.

„Kennst Du den Witz vom Paradies?“, wollte Ulrich wissen.

„Nein.“

„Zwei Frauen sitzen auf einer Bank. Die eine fragt die andere, wohin sie nach dem Tod lieber kommen möchte. Ach, eine schwierige Frage. Im Paradies ist es sicher schön, aber in der Hölle ist die Gesellschaft anregender.“

„Oh du unverbesserlicher Städter“, gab Verena zur Antwort. „Ich finde das Paradies, wenn es so ist, wie diese Landschaft, anregend genug. Da gibt es doch unendlich viel zu beobachten. Mir erzählen die Käfer, die Pflanzen, die Vögel, die Wolken ihre wundersamen Geschichten, die nie ein Ende finden.“

Ulrich wusste um diese Vorliebe seiner Frau. Sie konnte auch zu Hause stundenlang im Garten knien und Unkraut ausjäten. Da lernte sie, wie die Ameisen leben, was sie wohin transportieren, wo sie die Blattlauskulturen anlegen, die er dann bekämpfen musste, welche Pflanze welches Mikroklima schätzt, welche nicht mit irgend einer andern den Platz teilen will oder sie verdrängt.

Er hörte sich diese Geschichten gerne an, doch selber hatte er nicht die innere Ruhe, um der Natur selber zuzuhören. Er brauchte die Stadt mit ihrem sinnlos-absurden Betrieb, brauchte die Bücher, die Galerien, die elegant gekleideten Frauen, die leider immer seltener wurden, weil das Vulgäre Konjunktur hatte, die Häuser aus Stahl und Glas, kurz den Betrieb, die Entfaltung einer Gesellschaft, über die er beständig mit ätzendem Spott her fiel. Hier in dieser Stille wurde er zu stark dazu aufgerufen, in seinem Inneren Ordnung zu schaffen.

Während Verena ihre Zwiesprache mit der Natur hielt, begann Ulrich über den unerhörten Kontrast zwischen dieser stillen, majestätischen und unerschütterlich schönen Szenerie und dem, was in der Welt so vor sich ging, nachzudenken. In Schwarzafrika metzelten sich die Ethnien gegenseitig nieder, in Kolumbien und Guatemala, in Indonesien und Sri Lanka die Ideologien oder Religionen, in Afghanistan und Tschetschenien die Clans und die Russen. Und so weiter und so fort.

Blutrot sank die Sonne hinter die Bergkette von Swjatoi Nos. Eine einzige, bizarr geformte, orange Wolke spiegelte sich im schwarzen Wasser.

Ja, dachte er, ein Strom von Blut überzieht diesen Planeten, seit es Menschen gibt. Buddha, Mahatma Gandhi, Jesus Christus und andere predigten vergeblich Humanität, Toleranz und Friedfertigkeit. Irgendwo sitzen die, welche die grossen Kapitalströme dirigieren, bald dieses, bald jenes Land ins Elend stürzen, ihre Schergen ganze Konzerne ruinieren lassen, in aller Herren Länder das Volksvermögen zerstören und immer reicher werden. Als einzige Gegenleistung gewähren sie den Völkern das lächerliche Spiel genannt Demokratie mit seinen Hampelmännern und Hampelfrauen in Regierungen und Parlamenten. Geld und Gewalt regieren die Welt, doch hier geht seit Jahrhunderttausenden die Sonne auf und unter, gibt denen, die wollen, ein Schauspiel der Stille und des Friedens, jeden sonnigen Tag, bis jemand entdeckt, dass man da ein paar Hotelkästen hinstellen, dem Volk Wasserscooter, Motorboote und Freilichtdiscos anbieten und die Abwässer zur Erhöhung der Rendite ungeklärt ins grösste Süsswasserreservoir der Erde fliessen lassen kann. Der Spuk wird dann vielleicht 100, 200 Jahre dauern, eine Sekunde auf der geduldigen Uhr der Natur, die sich irgend wann des Gezüchts der Menschen entledigen, regenerieren und wieder wie vor Jahrtausenden für sich allein schön, friedlich, wild und stürmisch sein wird.

Rundum Wasser. Im Süden war am Horizont die Landzunge, die zur Halbinsel von Swjatoi Nos führte, wie ein schwarzes Band zu erkennen. Gegen Nordwesten, wo die Tschiwyrki-Bucht sich gegen den grossen Baikäl öffnete, ragten die Umrisse von Felsblöcken und Inseln aus dem schwarz-roten Wasser, wie wenn sie von einem Giganten über die Oberfläche des Sees geschleudert worden und dann liegengeblieben wären. Im Nordosten verglühte eine Bergspitze der burjatischen Alpen nach der anderen. Gerne hätten die zwei da oben übernachtet, dem Aufglitzern der Sterne zugeschaut und die Welt rund herum vergessen. Doch sie mussten zurück, so lange noch ein wenig Restlicht am Himmel in den Wald leuchtete.

Es war tatsächlich höchste Zeit. Im Wald täuschte das Zwielight. Über Stock und Stein, immer wieder Halt suchend, Haar und Gesicht voller Spinnweben und Raupenfäden, gelangten sie schliesslich zum Strand. Weisser Sand lag vor ihren Füssen, doch gab er nach, sobald man darauf trat.

„Hast du deinen sprichwörtlichen Orientierungssinn verloren?“, fragte Ulrich.
 „Sicher nicht. Im Wald war es aber so dunkel geworden, dass es mir ratsam schien, den kürzesten Weg einzuschlagen. Wir sind nicht weit von der Anlegestelle des Schiffs entfernt. Schau doch nach links. Dort spiegelt sich ein Feuer in den Wellen. Gehen wir!“

„Hoffentlich kommt uns kein Fels in die Quere“, bemerkte Ulrich.

„Stell dich doch nicht so an! Dann waten wir eben darum herum. Das Wasser ist auf dieser Seite der Insel wirklich nicht tief. Ich habe mich ein wenig orientiert, während du mit Sergei sprachst.“

Nadeschda, Oxana und Tamara sassen wie die Parzen am Feuer, hatten rundherum Ruten in den Sand gesteckt, auf die aufgeschlitzte Fische gespiesst waren. Ihr Gespräch hatte sie das Bratgut vergessen lassen. Die armen Fische waren völlig ausgetrocknet.

Spät nachts glitt plötzlich von weit her der Scheinwerferkegel eines Schiffs, nach einem Landeplatz suchend, über den weissen Sandstrand von Baklany. In der Feuerstelle glühte es noch, der Teekessel hing an seinem Haken und brodelte vor sich hin. Die Besatzung der Tschaika hatte Wodka gefunden. Trotzdem sass man nicht besonders lange zusammen. Alle waren müde. West und Ost liessen ihren Blick und ihre Gedanken durch die Unendlichkeit des Sternenhimmels gleiten, an dem immer wieder Sternschnuppen aufblitzten. Wie viele derart wunderbare

Planeten mochte es wohl noch geben in diesem All? Wie mancher würde wohl ebenso folgenscher unter seinen Bewohnern zu leiden haben, wie die Erde unter den grenzenlos habsüchtigen Menschen, die zwar über ihr verderbliches Tun und seine Folgen immer besser Bescheid wussten und dennoch unbeirrbar und immer schneller dem Verderben entgegeneilten?

Ende der Fahrt

An der Theke der Savoy-Bar hatte Versicherungsmakler Fuchs mit einem Kunden Platz genommen. Man trank eine Petite Champagne von 1952. Der Makler erläuterte dem Kunden, wie er sein Versicherungsportefeuille zu gestalten habe, um mit minimalen Kosten möglichst viel herauszuholen. Er habe beim Studium des Dossiers einige Schwachstellen gefunden, die leicht behoben werden könnten. Auch für die Gestaltung der zweiten Säule wusste Fuchs Rat. Es gehe darum, sagte er, die Versicherung nur gerade so hoch zu machen, dass man mit diesem Geld ein ruhiges Alter in Montreux oder Nizza verbringen könne. Mehr hineinzustecken sei sinnlos. Ein gut gestaltetes Wertschriftenportefeuille werfe mehr Gewinn ab, auch heute noch. Man müsse es nur geschickt anstellen, auch vor asiatischen Werten, Hedge-Funds, Rohstoffen und Edelmetallen nicht zurückschrecken.

„Warten Sie ruhig und geduldig, bis die Karten der Wirtschaft neu verteilt sind. Was in den schlecht gemanagten Pensionskassen des Westens verloren ging, wird bei denen, die durchhalten können, mit Zins und Zinseszins wieder auftauchen. Es war ja höchste Zeit, dass man all den Idioten, die da die Aktienmärkte für ihre Monopolspiele missbrauchten, auf die Finger gab, hehehe. Das Gesprächsthema Anlagepolitik belebte den Kunden, der sich da, wie so mancher auch, als Sachverständiger fühlte und seine Weisheiten zum besten gab. Fuchs hörte eine Weile zu. Dann erzählte er, wie er eine seiner Liegenschaften vor nur drei Jahren maximal belastet und mit dem Geld mit Hilfe seines Anlageberaters ein Risikoportefeuille angelegt habe:

„Vor einer Woche hatte meine Frau Geburtstag. Ich überwies ihr als Geschenk eine runde Million. Die verdiente ich mit dem angelegten Geld. Aber Ihnen brauche ich so was nicht zu erzählen. Sie sind selber Experte, das habe ich gleich gemerkt.“ Der Kunde staunte, was er sich nicht anmerken liess, und war geschmeichelt.

„Ja, ja, man hat so seine Erfahrungen gemacht. Aber man lernt ja nie aus. Wenn Sie mir gelegentlich einmal den Namen Ihres Beraters nennen, kenne ich den vielleicht sogar“.

Nachdem er einen Schluck des aromareichen Cognac genossen hatte, zog Fuchs eine Visitenkarte aus der Westentasche, die er, rein zufällig natürlich, bei sich trug, und hielt sie dem Kunden hin.

„Ach der! Ja, von dem habe ich schon oft gehört“, log er. Achtlos legte Fuchs die Karte auf den Tisch und wechselte das Gesprächsthema. Man fachsimpelte über Segeljachten. Als die Herren die Theke verliessen, steckte der Kunde die Karte ein. Bald würde Fuchs auch seine Kommission beim Anlageberater kassieren können.

Heute war Oxanas Geburtstag. Tamara und Nadjeschda hatten für sie in Ust Bargusin einen Teeservice gekauft, den sie nun der Jubilarin zu ihrer grossen Überraschung am Strand auspackten und Stück für Stück auf das Brett stellten, welches der Gesellschaft als Tisch diente. Auch ihren Lieblingsthe hatten sie nicht

zu kaufen vergessen. Alle strahlten. Die Jubilarin wegen des unerwarteten Geschenks, die andern, weil sie sich freute und es zeigen konnte. Zum festlichen Frühstück gab es Nudelsuppe mit Fleisch, gerösteten Speck, Brot, Tomaten, Gurken, Wodka und Kaffee. Wodka war an sich kein Frühstücksgetränk, aber es war Brauch, dass jeder, Frau oder Mann, zu Ehren des Geburtstagskinds einen Toast auf dessen Wohl ausbringt. Tee oder Mineralwasser galten als Ersatz, der nach Ansicht der abergläubischen Russen Unglück heraufbeschwören konnte. Einzig der Schampanskoje wäre noch angegangen, doch der war schon lange weggetrunken worden und neuen hatten die Männer nicht gefunden. Die Stimmung stieg, und schon bald erschallte das erste Lied, was allen mächtig ans Gemüt ging.

„Alle Mann an Deck!“, erscholl plötzlich Sergeis Stimme. „Jetzt fahren wir die Netze einholen, die wir gestern nacht ausgelegt haben.“

Er war sichtlich bemüht, allzu hochgespannte Erwartungen zu dämpfen: Das Wetter sei nicht das richtige, es dürfte einen schlechten Fang gegeben haben. Unterwegs waltete er pflichtbewusst seines Amtes: Er verjagte zwei illegale Sportfischer, die mit Motorboot und Wasserscooter ins Naturschutzgebiet eingedrungen waren. Für ihr Tun hatten sie sich eine malerische Bucht ausgesucht, wo ein Bach sich in weiten Mäandern ein Bett durch das satte Grün eines anmutigen Tals gelegt hatte, und dachten nicht daran, dass ein Kontrollschiff aufkreuzen könnte. Per Lautsprecher forderte Sergei sie auf zu verschwinden, da er sonst das Boot konfiszieren werde. Der Mann auf dem Scooter raste herbei und versuchte, auf dem Verhandlungswege etwas zu erreichen, doch ohne jeden Erfolg. Sie musste abhauen, um wohl bald wieder zu kommen.

„Was können wir Aufseher schon gegen diese neue Art von Wilderern tun?“, sagte Sergei schulterzuckend. Dann zwinkerte er mit den Augen und fügte bei: „Natürlich sind wir nicht ganz machtlos. Wir haben Funkverbindung mit den Häfen und der Polizei und geben die Beschreibungen der Boote durch. Manchmal wird einer mit Fischfang an Bord erwischt - und diese Fische kommen ihn teuer zu stehen.“

Das Einziehen des Netzes wurde zur grossen Überraschung. Mehr als 100 kg Fisch hatten sich im 30 Meter langen Netz verfangen, Hechte, Omul, Okun, eine Barschart mit furchtbar spitzen Stacheln an den Rückenflossen, die sich nicht nur dem Ungeübten bei jedem Zappeln in die Hände bohrten, wenn er sie aus dem Netz lösen wollte. Es war kein einfaches Unterfangen, die glitschigen Tiere aus den Maschen des Netzes zu befreien, in denen sie sich mit Kiemen und Flossen verheddert hatten. Ulrich freute sich, dass nicht nur er blutete, sondern auch die Fachleute.

Kaum waren die Männer zu ihren Fischgründen entschwunden, liessen die Frauen alles liegen und stehen, entledigten sich ihrer Kleider und stürzten sich in die kühlenden Wellen. In dieser geschützten, seichten Bucht war die Wassertemperatur angenehm. Verena schwamm und tauchte wie eine Baikalrobbe. Ihre Ausgelassenheit lockte sogar Tamara, die sich auf einem sonnenwarmen Stein niedergelassen hatte, um nachzudenken. Das ausgelassene Treiben der Nixen hinderte sie jedoch daran, sich in meditativen Labyrinthen zu verirren. Verena entdeckte ein Stück Strand mit noch seichterem und somit wärmerem Wasser; sie liess die Hildegard von Kischinga nicht in Ruhe, bis sie ihre Zurückhaltung gegenüber dem Baikal aufgab und auch hineinsprang.

Da die Badetücher mit der Tschaika abhanden gekommen waren, joggte sich Verena auf dem weichen Sand trocken, während sich die drei Russalken, eher etwas prüde, gleich nass wieder in ihre Kleider hüllten, sich in den Sand legten und in der Morgensonne wärmten.

Als sich Verena sportlich ausgetobt hatte, trug sie das Frühstücksgeschirr ans Ufer. Sie hatte die Seife wieder gefunden, die sie bei der Morgentoilette irgendwo hatte liegen lassen.

„Es wäre nicht übel“, dachte sie, „wenn wir für einmal nicht aus fettigen Tellern zu essen bräuchten.“ So angelte sie sich den Wassertopf von der Feuerstelle und spülte das im See vorgewaschene Geschirr heiss nach. Die drei Russinnen liessen sich von dieser Tätigkeit nicht rühren und blieben in der Sonne sitzen, ja, sie spotteten sogar ein bisschen über die helvetische Sauberkeitsaktion. Als Verena auch noch den improvisierten Esstisch blankgescheuert und das untadelig saubere Geschirr darauf gestellt hatte, riefen sie ihr zu, ob sie nicht Lust hätte, ihnen einen Kaffee zuzubereiten. Bereitwillig schob Verena Holz in die Glut, hängte den Wassertopf an den Haken.

„Ich möchte euch etwas zeigen“, rief sie unvermutet. „Kommt mit, ihr werdet es nicht bereuen. Wir haben noch viel Zeit, bis das Kaffeewasser kocht.“ Neugierig standen die Russinnen auf. Verena führte sie durch den Wald hinauf bis zum Aussichtspunkt, von dem aus sie gestern mit Ulrich so glücklich gewesen war. Die Überraschung war ihr gelungen. Alle waren überwältigt vom sagenhaften Panorama, das sich ihnen da oben auftat. Sie setzten sich an den Rand der Klippe, bestaunten die Schönheit dieses Fleckens Erde, vergassen das Kaffeewasser und fühlten sie sich einander sehr nahe.

Der Strand wurde aufgeräumt, die Abfälle eingesammelt, aufs Schiff genommen und nach Kurbulyk gebracht. Kaum war die Tschaika am Pier vetäut, verschwand der Fischereiaufseher für verdächtig lange Zeit. Erst nach über einer Stunde tauchte er mit sorgenvollem Gesicht wieder auf. Irgend ein Vorgesetzter hatte Wind davon bekommen, dass er Touristen auf seinem Schiff mitgeführt hatte und diese Nachricht liess in ihm das Gefühl heranwachsen, er sei bei einer lukrativen Angelegenheit irgendwie leer ausgegangen, was ein anständiger russischer Tschinownik selbstverständlich nicht auf sich beruhen lassen kann. Sergei Michailowitsch schämte sich, dass er bei seinen Fahrgästen eine Nachzahlung zur vereinbarten Heuer verlangen musste, um den Vorgesetzten zufrieden zu stellen. Damit kostete die ganze Schiffsreise von drei Tagen insgesamt 900 \$ für neun Personen. Für Russen, mit Ausnahme vielleicht von Michael Sawjeljewitsch, war das sehr viel Geld. Verena und Ulrich wussten von ihrer letzten Baikalseeherreise her, dass man sich die Schönheiten dieser Gegend gut bezahlen liess, vor allem, wenn die Touristen ein Boot brauchten. Die Nachfrage war gross und würde von Jahr zu Jahr zunehmen. Und ohne Boot, dessen Kapitän die richtigen Beziehungen haben musste, damit man dort landen durfte, wo man wollte, war nicht viel auszurichten. Zu Fuss war auf der Burjatischen Seite mit ihrem Urwald das Trekken nur für gut trainierte und sehr genügsame Touristen möglich. Die Berghänge waren zum Teil recht steil, das Dickicht umfing die Beine wie Dachseisen, Einkaufsmöglichkeiten gab es fast nirgends, dafür aber Bären. Am späten Nachmittag lief der Kutter wieder in Katun ein, wo der UASik stationiert war.

Das Ausladen gestaltete sich einfacher als das Einladen. Die Vorräte, die den Schweizern damals so masslos geschienen hatten, waren aufgebraucht. Den Fang vom Morgen wollte Sergei eigentlich an die Camper am Pier verteilen, doch insistierte Iwan Iwanowitsch darauf, sie mitzunehmen. Man habe sie ja auf dem Schiff sorgfältig ausgenommen und eingepökelt, also würden sie die Reise schon überstehen. Sergei erreichte mit Verenas Hilfe, die es als Unsinn bezeichnete, bei dieser Sommerhitze Fisch nach Ust Bargusin und noch weiter zu fahren, dass mindestens ein Teil der Beute weggeschenkt wurde. Die Touristen

begutachteten die Ware, rochen daran und hätten gerne die ganze Ladung genommen, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass da ein taufrischer Fang angeboten wurde. Dreissig Kilo des mit viel zu wenig Salz bestreuten Fisches verteidigte Iwan mit Klauen und Zähnen, was in der Kabine des Busses im Verlauf der langen Fahrt und wegen der sommerlichen Hitze einen zunehmend intensiven, besonderen Duft verbreiten würde.

Zur völligen Überraschung der Schweizer fragte Sergei plötzlich, weshalb sie nach der für den heutigen Abend vorgesehenen Geburtstagsparty in Ust Bargusin nicht wieder nach Katun zurückfahren möchten. Eine Exkursion, die für morgen und übermorgen geplant war, sei plötzlich abgesagt worden, so dass er mit seiner Crew gerne unentgeltlich für eine weitere Fahrt zur Verfügung stehe. Es sei noch genügend Treibstoff an Bord, um sie an die lauschigsten Plätze zu fahren, die er in seinem Revier kenne. Sie würden dort von keiner Menschenseele gestört werden. Ohne zu zögern, wollte Ulrich die Offerte annehmen, doch die Gäste aus Ulan Ude und Kischinga verlangten, darüber noch in aller Ruhe sprechen zu wollen. Michael hatte sich offenbar schon etwas anderes ausgedacht. Ulrich war stocksauer, doch die Russen blieben hart. So verabschiedeten sie sich denn von Sergei, vom Kapitän und seinem Matrosen und reisten nach Ust Bargusin, wo Oxanas Geburtstag im Restaurant nochmals in aller Würde gefeiert wurde. Die Wirtin hatte ihren ganzen Ehrgeiz in die Herrichtung einer festlichen Tafel gesteckt, deren Sakuski hervorragend mundeten. Wieder wurde das Geburtstagskind von jedem Geladenen mit einem Toast hochleben gelassen. Ulrich fiel auf, dass Aljoscha bleich war, nichts ass und nur am immer gleich vollen Gläschen Wodka nippte, was ganz und gar nicht seiner Gewohnheit entsprach. Er war der erste der Gruppe, der eine Darmverstimmung bekommen hatte. Wenn man der Zustände in der kleinen Kombüse des Kutters eingedenk war, die immerhin elf Personen versorgen musste, wenn man dabei gewesen war, wie Löffel, Gabeln und Gläser während des Essens oft mehrmals den Besitzer wechselten, weil trotz Verenas vier Kinderbestecken und Ulrichs Reisewodkabechern das Geschirr nicht ausreichte, wenn man gesehen hatte, wie mit dem gleichen Lappen das Geschirr gespült, der Tisch abgewischt und der Boden aufgenommen worden war, konnte es nicht erstaunen, dass jemand sich eine Darminfektion hatte zuziehen können und sie rasch an alle andern weitergeben würde.

Trotz der Fröhlichkeit am Geburtstagstisch, den ausgezeichneten Pelmeny und den leckeren Süßigkeiten, trotz der anregenden Wirkung von Wodka und Champanskoje, machte sich eine etwas melancholische Stimmung breit. Die Tage auf dem Baikal waren schön gewesen, immer schöner geworden - und nun schon zu Ende. Sogar der quirlige Mischa gab zu, noch nie auf so angenehme Weise Ferien verbracht zu haben.

Auf der Baustelle

Um acht Uhr war Tagwache. Auf Elenas Frühstückstisch lagen auf einer Platte zwei fünfzig Zentimeter lange, gefüllte Hechte im Aspik, Wurst, Speck, Tomaten, Pirogen, Brot, Marmelade und mariniertes Fisch. Natürlich hatte nach dem gestrigen Festmahl niemand Hunger - Aljoscha, der wirklich krank war, schon gar nicht -, aber man kam nicht an Elenas Gastfreundschaft vorbei. Es wurde gegessen. Dann verabschiedete sich Mischa von der Gesellschaft und fuhr mit seiner Frau nach Ulan Ude zurück, wo wichtige Geschäfte seine Anwesenheit verlangten. Zum Bedauern aller schloss sich Tamara den beiden an, um von Ulan Ude per Bus nach Kischinga weiter zu reisen. Sie wollte zurück, um das

bevorstehende, kirchliche Hochzeitsfest für ihren Sohn und seine Frau vorzubereiten, zu dem 150 Personen geladen waren, darunter Nadjeschdas und Alexejs Kinder, einige gemeinsame Freunde Pjotrs und Semjon Iwanowitschs sowie ein paar Schauspieler vom Theater in Nowosibirsk. Da gab es unendlich viel zu organisieren, einzukaufen, vorzubereiten, und diese Herausforderung - man wollte den Gästen aus Nowosibirsk natürlich zeigen, dass man auch in Kischinga zu leben verstehe - liess sie nicht mehr ruhen und rasten.

Um zehn begann die Fahrt, bis Gremjatschinsk dem Baikalsee entlang, dann durch den Wald und durch einige Dörfer mit schmucken Holzhäuschen. In Baturino kam die von Dekabristen erbaute Kirche aus Stein, neben der die hübsche, in Holz gehaltene Winterkirche sich wie ein Spielzeughaus ausmachte, zum Vorschein. Der UASik, in dem es nun grauenhaft nach Fisch stank, verliess die Hauptstrasse nach Ulan Ude und bog in eine schmale, teilweise asphaltierte Strasse ein. Bei Tataurowo verwandelte sie sich in eine stiebende Piste. Sie führte zuerst dem Ufer entlang, manchmal dicht an die Felsen angeschmiegt, dann über kleine Pässe ins zerklüftete Hinterland. Von einer Kuppe herab konnte man das gigantische Selengadelta überblicken, wo grosse Kuhherden weideten, bewacht von berittenen Cowboys. Dann bog die Strasse nach Norden ins Küstengebirge ab, um die endlosen Sumpfgebiete und zahlreichen Wasserläufe der verästelten Selenga zu umgehen. Das Reiseziel, Encheluk, lag direkt am Baikalsee. Von Ust Bargusin bis hierher hatte der Wagen über 350 km zurückgelegt. Aljoscha war grau und erschöpft. Ulrich spürte ein mulmiges Gefühl im Magen. Kam es von der Fahrt, vom Fischgeruch oder war auch bei ihm die Diarrhoe im Anzug? Fahrer Nikita Anatoljewitsch erfragte im Dorf den Weg zu einem Viertel, wo die Reichen von Ulan Ude ihre Datschen bauten und wo Mischas Haus liegen musste. Oxana und er hatten, während Verena und Ulrich ihre Kabine aufräumten, auf der Überfahrt von Baklany nach Katun diesen Ferienort über alle Massen gerühmt und den Freunden ihr Haus für ein paar Tage angetragen. Diese, von Neugier gepackt, beschlossen, ohne die Schweizer zu fragen, das Angebot zu Lasten einer Weiterreise auf der Tschaika anzunehmen und den Rest des Urlaubs in Enchekuk zu verbringen, obwohl Mischa beiläufig bemerkt hatte, das Haus sei noch nicht ganz fertiggestellt.

Die Residenz im Rohbau lag auf einem mit Palissaden umzäumten Grundstück. Im Innern waren die Böden noch nicht verlegt, es fehlten Fenster und Türen. Fertiggestellt waren die Garage, das Plumpsklo und ein überdeckter, tiefer Schacht, in den man die Küchenabfälle werfen konnte. Überall lagen Balken und Haufen von Hobelspänen herum, ein Zementmischer stand da und Kabel, die aber keinen Strom führten. Wasser gab es auch nicht. Mischa beabsichtigte, einen eigenen Brunnen bohren zu lassen, nur hatten die Fachleute noch keine Zeit gefunden, dies zu tun. An einem Pfosten hing ein Umywalnik, in den man einen Liter Wasser giessen und zum Waschen der Hände an der Unterseite auf einen Stöpsel drücken konnte, damit es herausrann. Das Wasser musste vom Ziehbrunnen im Dorf herbeigeschafft werden. Iwan Iwanowitsch beschaffte sich bei einem Klempner den Schlüssel zur Garage. In ihrem Innern stand ein roh behauenes, dickes Brett auf zwei Baumstrünken als Bank und noch eines, etwas höher und breiter, als Tisch. Der einen Wand entlang war etwa fünfzig cm über dem Boden ein Regal aus Brettern angebracht, auf denen man die Schlafsäcke ausbreiten konnte. Verena, Nadja und Ulrich schauten einander an und entschieden, an diesem trostlosen Ort nicht schlafen zu wollen. So fuhr denn Nadja mit dem Fahrer kurzer Hand ins Dorf. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück. Sie hatten bei einem Burjaten eine Unterkunft gefunden, die, so war an Nadjas strahlenden Augen abzulesen, wesentlich angenehmer sein musste als der Bauplatz.

Der deutsche Anwalt hatte dem Concierge des Hotels Savoy den Schlüssel seines Mercedes 600 mit der Bitte ausgehändigt, ihn in die Garage zu bringen. Er öffnete den Kofferraum, damit der Lakai das Gepäck herausnehmen konnte, und schritt durch die Tür, die ein livrierter Schwarzer vor ihm aufriss, zur Réception. Er legte den Pass auf den Tisch, sagte, er habe das Zimmer schon bestellt, und ging zur Bar, wo er sich an der Theke aus Lapislazuli niederliess, einen Drink bestellte und sich mit seinem Organizer zu beschäftigen begann, dessen Plasticgehäuse äusserst schlecht zum Stein passte, was den Anwalt jedoch nicht scherte. Er wartete auf jemanden.

Der Jemand war eine etwa 40jährige Dame, elegant, gross, mit kurzgeschnittenem, schwarzem Haar, an ihrer Brille sofort als Geschäftsfrau zu erkennen.

Der Anwalt stand auf, sie küssten einander rechts und links und rechts. Sie setzte sich und bestellte ein Kännchen Tee. Dann kramte sie aus ihrer Aktentasche einige Papiere hervor und begann mit ihm zu tuscheln. Es ging um ein Exportgeschäft ihrer Firma mit Russland, für das sie die Verantwortung trug. Der Anwalt, in dieser Sache erfahren, musste die Verträge prüfen.

„Auf den ersten Blick sieht das nicht schlecht aus. Aber bitte, lass' mich das Ganze auf dem Zimmer nochmals genau ansehen. Morgen kannst Du sie reinschreiben lassen.“

„Ok. Danke.“

„Gehen wir zusammen essen?“

„Wohin denn?“

„Eigentlich bist du hier zu Hause. Nur - man hat mir da den Lindenhofkeller empfohlen. Auserlesene Weine und eine originelle Küche. Kennst du das?“

„Hab' davon mal gehört. Warum nicht, wenn es Platz hat.“

„Ich habe für alle Fälle schon mal reserviert.“

„Ach so.“ Sie lächelte.

Das Lokal war eben erst renoviert worden und sah weniger bieder aus als früher. Beiden gefiel das Menu, von dem sich die Dame nur die Vorspeise und den Nachtisch genehmigte. Die Weinkarte liess keine Wünsche offen.

„Mit den Russen musst du einfach achtgeben. Sie haben gern überhöhte Rechnungen. Einen Teil der Summe wollen sie in der Schweiz auf ein Konto überwiesen haben, das sie dir nennen werden. Ihr stellt also zwei Rechnungen, eine nor-male, welche eure Kosten deckt, und eine höhere, die Serviceleistungen etcetera enthält, welche bei euch in keinem Rapport vorkommen. Für die normale werdet ihr bezahlt. Natürlich Ware gegen Geld und nicht umgekehrt. Sie zahlen auf ein Offshore-Konto deiner Firma. Der Betrag der normalen Rechnung wird euch von dort vergütet, die Differenz geht auf ihr Konto in Basel.“

Beim Nachtisch bemerkte die Frau, dass ihr das Geschäft nicht so recht behage.

„Blödsinn“, sagte der Anwalt. „Die Russen machen das immer so. Jeder will Geld aus dem Land schaffen, bevor es noch ganz zusammenbricht.“

„Aber genau deswegen kommen die doch nie auf einen grünen Zweig. So kann das nicht weitergehen.“

„Wenn du in Russland lebstest und plötzlich eine Million in Händen hieltest, was würdest du dann tun? Auf die Sperbank oder die Alfabank legen? Kein Russe glaubt mehr an seine Banken. In die Matratze einnähen? Du kannst diese Frage dort jedem stellen, der über die Kapitalflucht schimpft. Und jeder gibt zu, dass er das Geld ins Ausland schaffen würde, wenn er zu welchem käme. Jeder.“

„Und in fünfzig Jahren haben wir Schweizer dann die Sammelklagen wegen Zerstörung des russischen Staatswesens und Geldwäscherei für Kriminelle am Hals.“

„Also dann leben wir beide schon mal nicht mehr. Und überhaupt: Braucht deine Firma das Geschäft oder nicht? Hast du den erfolgreichen Abschluss nötig oder nicht? Man muss solche Sachen pragmatisch anschauen.“

Etwas nachdenklich blickte die Dame auf ihr Glas, in dem wie Honig ein wenig Château d'Yquem leuchtete, und sagte „Ja, so ist es.“

Im Hotelzimmer ärgerte sich der Anwalt. An der Rückwand des Bettes - das Zimmer war im Empire-Stil gehalten - störte ihn ein hässlicher Kratzer, wohl von einem Fingerring. Auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch stellte er einen Kaffee- oder Weinfleck fest. Als er nach dem Duschen merkte, dass die Heizung für das Badetuch kalt war, schimpfte er über die nachlassende Aufmerksamkeit des Personals in den schweizerischen Hotels. Im Bademantel setzte er sich auf den Bettrand und griff nach der Fernsteuerung für den Fernseher. Die war klebrig. Wahrscheinlich Sperma, fuhr es ihm durch den Kopf. Er liess die Fernsteuerung fallen und ging die Hände waschen. Dann inspizierte er den Früchteteller: Ein aromaloser Golden Delicious, eine unreife Banane, eine Apfelsine, die er nicht schälen mochte, eine Traube mit gigantischen Beeren, die wohl nur nach Wasser riechen würden, eine Kiwi, steinhart, wie ein Druck mit dem Finger darauf zeigte. Er ging zur Minibar. Kein anständiger Whisky, dafür Wodka Kristall für die doofen Russen, die erst schlafen können, wenn sie besoffen sind. Er legte sich ins Bett, um den Vertrag durchzulesen. In der Nachttischlampe war die Birne kaputt. Wütend griff er zum Telefon und rief die Bedienung. Als die verschlafene Kroatianer erschien, liess er seinen angesammelten Zorn an dem Mädchen aus, das froh war, als es die Birne ausgewechselt hatte und verschwinden konnte. „Kein Stil mehr in dieser Welt“, rief er laut ins gediegene Zimmer und vertiefte sich in seine Arbeit.

Verena, Nadja und Ulrich beschlossen, vor dem Abendessen ihr Gepäck zum Burjaten zu bringen.

Es handelte sich um ein Ehepaar im Ruhestand, das in Ulan Ude lebte, hier aber mit Hilfe der erwachsenen Kinder ein geräumiges Holzhaus, eine Banja, einen grossen Gemüsegarten und ein Nebengebäude mit ein paar kleinen Zimmern unterhielt, um die Wintervorräte zu beschaffen und gleichzeitig am Tourismus etwas zu verdienen.

Die Gäste wurden von der Burjatin, früher Ärztin, in ein blitzsauberes, hohes und geräumiges, mit Föhrenholz ausgekleidetes Zimmer geführt, in dem vier verchromte Eisenbetten, zwei Ausziehsofas und ein hoher, russischer, leicht eingheizter Ofen standen. Sie genossen die Wärme, denn draussen war es kühl geworden und bei Ulrich meldete der Verdauungstrakt einen erbitterten Kampf gegen Listerien oder andere Bakterien an. Der liebenswürdig-undurchsichtige Burjate versprach auf die Frage, ob die Banja warm sei, sie am nächsten Morgen einzuheizen.

70 \$ für 3 Nächte und drei Personen, Verpflegung und Banja inbegriffen, hatte Nadja als Pauschalpreis für diese Pension ausgehandelt. Sie schärfte Ulrich ein, um nichts in der Welt noch für irgend etwas zusätzlich zu bezahlen und auch kein Trinkgeld zu geben.

„Vergiss nicht, dass hier in aller Regel russische Touristen absteigen. Für die ist der verlangte Preis schon sehr hoch. Wenn du den Gastgeber mit Trinkgeld verwöhnst, wird er den nächsten Gästen einen entsprechend höheren Preis verlangen, den sie dann vielleicht nicht zahlen können.“

Während Ulrich und die beiden Frauen ihr Zimmer bezogen, nahmen sich die Russen auf dem Bauplatz der Fische an. Unter dem Dach der Datscha spannten sie Schnüre und hängten sie am Schwanz auf. Liebevoll schnitzten sie kleine Holzstäbchen zu, von denen sie jedem Fisch eines zwischen die Filets in die

Bauchhöhle steckten, damit sie auch von innen trocknen konnten. Der Dachboden war auf der Stirn- und Rückseite des Hauses noch nicht verkleidet, so dass der Abendwind durchziehen konnte. Als Ulrich mit den Frauen auf dem Bauplatz erschienen, zeigte ihnen Aljoscha die Trocknerei mit sichtlichem Stolz. Ulrich war skeptisch und nahm sich vor, von diesem Fisch keinen zu essen, denn der stank unerträglich.

Es gab Ucha am Lagerfeuer. Ulrich konnte den Verdacht nicht los werden, sie sei mit dem Fisch zubereitet worden, der auf dem Dachboden hing. Verena schob ihren Teller lustlos zur Seite. Sie war bleich geworden und noch schweigsamer als sonst. Als sie sich unbeobachtet fühlte, schüttete sie ihre Suppe schnell unter einen Haufen Abfallholz.

Nach dem Essen brachen Verena und Ulrich zu einem Spaziergang am Ufer des Baikals auf. Im Nordwesten war der Himmel mit schwarzen Wolken verhängt; zwischen dieser bleischweren Decke und den ebenfalls schwarzen Hügelketten am andern Ufer des Sees, das hier etwa 50 km weit entfernt lag, war ein schmaler, giftig braungelber Streifen zu sehen, durch den ein Blitz nach dem andern zuckte und sich auf den bleiernen Wellen spiegelte. Ein schauriges Schauspiel. Wie wenn dort die Stadt Sodom am Untergehen gewesen wäre. „Ein schweres Gewitter“, sagte Verena. „Aus sicherer Distanz ist es packend, dem Schauspiel zuzuschauen. Drin möchte ich nicht sein.“

Sie wanderten dem Ufer entlang, das hier aus einem langen, schönen Sandstrand bestand und entsprechend viele Touristen anlockte. Zu dieser Abendstunde war er völlig menschenleer.

Verena fröstelte. „Gehen wir zum warmen Ofen in unserer Stube.“

Als sie zum Burjaten kamen – Nadja war bei den Russen geblieben, um mit ihnen Karten zu spielen und aufzupassen, dass sie dem Wodka nicht allzu intensiv zusprachen –, kroch Verena gleich unter die Decke, während der Burjate Ulrich in ein langes Gespräch über seine Heimat verwickelte. Reich sei die Republik, sagte er, verfüge über Wald, Gold, Diamanten, Fisch, Tourismusattraktionen zuhauf, aber 70 % der Einkünfte würden von Moskau abgesahnt und nicht reinvestiert. Die Steuerlast vergälte jedem Investor die Lust, hier ein anständiges Hotel zu bauen. Dabei wäre es von grosser Bedeutung, den Tourismus zu entwickeln. An den Ufern des Baikals lebten etwa 100'000 Menschen. Letztes Jahr seien 400'000 Touristen dazugekommen, eine Zahl, die rasch wachse. Er, Ulrich sähe selber, wie es um die Infrastruktur bestellt sei: statt Hotels zwei, drei heruntergekommene Sanatorien, keine Kanalisation, keine Kläranlage. So werde das wertvollste Kapital der Gegend, ein sauberer Baikal und gepflegte Strände, zerstört, gebe es nie Stammkunden aus dem Ausland.

Strandleben

Verenas Darmverstimmung war glimpflich abgelaufen. Die Schüttelfröste hatten aufgehört, das Baktrim war wirksam gewesen. Dafür spürte Ulrich beim Frühstück, dass sein Magen immer weniger Lust hatte, zusätzliche Nahrung aufzunehmen. So griff er am reich gedeckten Tisch nur zur Teetasse, was die Burjatin beunruhigte, die leckere Bliny mit Quarkfüllung zubereitet hatte. Nadja drängte es zum Bauplatz. Sie sorgte sich vor allem um ihren Gatten, der nachts Fieber gehabt, aber um keinen Preis mit ihr hatte in die Pension kommen wollen. Sie bat die Burjatin, die schönen Blinys in ein Papier einzuwickeln, damit die Russen etwas ordentliches zu essen bekämen. Die gute Frau füllte einen ganzen Korb mit Proviant.

Sie schlenderten zum Bauplatz. Ulrich stieg auf den Dachboden der Datscha, um nach den Fischen zu sehen, deren Geruch er schon von der Strasse her wahrgenommen hatte. Sie stanken derart, dass es eine Qual war, ein Foto zu machen. Tausende von Fliegen surrten herum. Luis Bunuel und Salvador Dali hätten an diesem Bild ihre Freude gehabt, das wie eine Installation des Künstlers Kabakow aussah. Ulrich konnte von hier oben in den Garten auf der andern Strassenseite sehen, wo die luxuriöse Villa aus Holz und Glas eines hohen Funktionärs von Ulan Ude stand. Hoffentlich stank das Kunstwerk nicht bis zu ihm hinüber.

Obwohl es neblig war, schlenderte die ganze Gruppe zum Strand. Der Aufenthalt auf dem Bauplatz schlug allen aufs Gemüt. Hinter dem etwa zwanzig Meter breiten Band aus feinstem Sand lag ein lichter Föhrenwald, in dem einige Touristen ihre Zelte aufgestellt hatten, weil die Häringe hier besser hielten als im Sand und man in den Dünen vor dem Wind besser geschützt war, der vom See her oft heftig und ziemlich kalt wehen konnte. Hinter dem Wald befanden sich ein paar Touristenlager, die Häuser der Anwohner und, in wachsender Zahl, die Ferienvillen erfolgreicher Geschäftsleute, Politiker und Beamter.

Der Strand war derart lang, dass die Touristen sich nirgends zu Klumpen ballten. Weil sich hier bereits das Delta der Selenga bemerkbar machte, die den See langsam mit Kies und Sand auffüllte und Untiefen hatte entstehen lassen, war das Wasser vergleichsweise warm. Verena behauptete, es habe mindestens 18 Grad. Man konnte, wenn man denn wollte, fast fünfzig Meter weit vom Ufer gehen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Natürlich standen nirgends Papierkörbe. Die Russen liessen alles, was sie nicht mehr brauchten, im Sand liegen: Papier, Joghurtbecher, Flaschen und andere Dinge mehr. Vor allem die Flaschen waren nicht ungefährlich. Man konnte hier nämlich Pferde mieten, und immer wieder preschten junge Leute im scharfen Galopp durch den Sand, ohne sich gross um die sonnenbadenden Urlauber zu kümmern. Die Tiere hätten sich ohne weiteres eine Sehne zerschneiden können! Aljoscha war überzeugt, dass der Strand in ein paar Jahren besser gepflegt werden würde. Sobald genügend reiche Leute hierher gezogen seien, würden sie wohl ein paar Burjaten anstellen, die für sie den Dreck zusammenläsen – oder, warf Verena ein, sie würden sich ihren Privatstrand einzäunen!

Wie verabredet worden war, hatte der Burjate die Banja eingeheizt. Ulrich schaffte es, sie als erster zu benützen, solange sie noch nicht zu heiss war. Verena fühlte sich noch etwas mulmig und kam für einmal nicht mit, obwohl alle sie überzeugen wollten, dass Infektionen genau durch das Schwitzen im Nu weggehen würden. Während die Russen in der Banja sassen, bereitete die emsige Bur-jatin Posy zu, das burjatische Nationalgericht, auf Russisch Manty genannt. Es handelte sich um Fleischklösschen, die in kleine Taschen aus Teig gesteckt und im Wasser gesotten wurden.

Ulrich spürte beim Essen, dass seine Abwehr im Magen am Zusammenbrechen war. Vermutlich hatte er dem Infekt nur dank des regelmässigen Wodkakonsums so lange Widerstand geleistet.

Im Nebengebäude der Pension waren ein paar Geschäftsfrauen untergebracht worden, die an einem Marketingseminar teilnahmen. Der Kurs umfasste etwa 100 Teilnehmerinnen, die in einem der Touristenlager in der Nähe wohnten, also in einem jener Sanatorien, die sich mit solchen Veranstaltungen über Wasser zu halten versuchten, nachdem die Fabriken, denen sie gehörten, nach dem Kollaps der Sowjetunion nichts mehr produzierten. Einige der Frauen hatten dort keinen Platz gefunden oder suchten sich etwas mehr Komfort, den sie beim Burjaten fanden.

Aljoscha lachte: „Denen wird jetzt weise gemacht, sie könnten durch den Verkauf irgend eines Produkts rasch reich werden. Solche Seminarien gibt es zuhauf. Einmal ist es Herbalife, dann irgend eine Kur oder ein Wässerchen. Gutgläubige, die wieder einmal übers Ohr gehauen werden wollen und solche Seminare in der Hoffnung besuchen, als Käufer noch Naivere zu finden, an denen sie sich bereichern können, finden sich in Russland immer.“

Ulrich konnte sein Nachtessen nicht mehr für sich behalten und verschwand für längere Zeit auf dem Plumpsklo. Dann kam er kreideweiss zurück und verkroch sich zitternd ins Bett. Verena kochte ihm einen Topf Eisenkrauttee, der im besser mundete als der beste Wodka, an den er nicht einmal mehr denken mochte, ohne Brechreiz zu bekommen. Er hatte eine unruhige Nacht, dafür viel Zeit, über die Ferien nachzudenken und sich Fragen darüber zu stellen, wie und mit wem man wohl an diesem wunderbaren und rätselhaften See den Tourismus auf möglichst sanfte Art entwickeln könnte. Die Badesaison war kurz und nur für Menschen mit gesundem Kreislauf attraktiv. Wie viele Weltenbummler der kalte Winter mit der gigantischen Eisfläche anlocken könnte, war schwer abzuschätzen. Wahrscheinlich würden diese Faktoren den Baikalsee vor einer Überflutung seiner Küsten mit Hotelkästen retten. Überliesse man das Paradies aber dem mehr oder weniger wilden Tourismus, würde irreparabler Schaden an Natur und Wasser die Folge sein. Er mochte asozial denken, doch die Schaffung eines massvollen Angebots an kleinen Hotels für Touristen, die sich einen komfortablen Aufenthalt in diesen Gegenden leisten könnten, dürfte der Region am ehesten die dringend nötigen Mittel und Arbeitsplätze bringen. Wäre es nicht eine Herausforderung für das Tourismusland Schweiz, zusammen mit den Burjaten und, auf der anderen Seeseite, den Russen, ein Projekt auf die Beine zu stellen? Solchen Spintisierereien gab er sich hin, kochte mit dem Tauchsieder dann und wann einen Tee oder lief durch den Garten zur Toilette.

Weil er zum Frühstück wieder nur Tee und ein paar Biscuits zu sich nahm, wollte die Burjatin unbedingt einen Arzt holen. Wer nicht esse, meinte sie, sei schwer krank. Es kostete ihn alle seine Überzeugungskraft, sie davon abzuhalten und ihr klar zu machen, dass er den Vormittag in Ruhe mit Lesen verbringen wolle.

Verena hatte sich mit den Russen auf einen ausgedehnten Spaziergang begeben. In den Dünen hinter dem Strand ging es hoch her - es war Freitag. Die ersten Wochenendurlauber aus Ulan Ude und Irkutsk hatten ihre Zelte aufgeschlagen und sassen singend um ihre Lagerfeuer. Es war fast windstill, der Sand angenehm warm. Im Wasser tummelten sich lachend und kreischend einige übermütige Teenager.

Als Ulrich zum Bauplatz kam, bestieg die Gesellschaft den UASik und fuhr nach Sarjetschje, wo es eine heisse Radonquelle gab. Gleich hinter dem Sandstrand standen drei Holzhäuschen. Eines war natürlich die Wirtschaft, das zweite ein Badehaus, das dritte wohl für das Personal bestimmt. Das radonhaltige, etwas schwefelig riechende Wasser floss mit ca 70 Grad aus dem Boden in die Bäder. Zusammen mit Fangopackungen sollte es gegen alle Arten von Gelenkschmerzen helfen.

Die Gruppe zog der Kur einen Spaziergang vor. Nicht unweit des Bades floss das dort nicht gebrauchte Wasser aus einer Röhre in einen etwa hundert mal fünfhundert Meter grossen Teich, der vom Baikalsee nur durch eine Sandbank getrennt und in romantischen Nebel getaucht war. Die kühle, feuchte Luft vom See bildete über dem warmen Teich Nebelschwaden, durch welche die Sonne mal mehr, mal weniger durchdrang und die Büschel von spitzem, hohem Gras, die aus dem Wasser ragten, in fahles Licht tauchte. Dort, wo das Rohr in den Teich führte, war das Wasser über 40 Grad heiss. Verena suchte eine Stelle, wo die

Temperatur erträglich war und badete die vorgeschriebenen drei Minuten lang ihre Hände. Nachher hatte sie stundenlang Ameisenlaufen in den Fingern. Den Kühen, die im Teich herumwateten, schien das Radon nichts anhaben zu können. Es war bizarr, auf der Sandbank zwischen dem warmen Teich und dem stahlblauen, kalten Baikal zu wandern.

Auf der Heimfahrt versuchten sich Aljoscha, Nadja, Iwan Iwanowitsch und Verena im Pilzesammeln, während Ulrich, der die Mückenschwärme im kieferndurchsetzten Wald fürchtete, Nikita zu einem Fischerdorf begleitete, um Omul einzukaufen, mit dem die ewige Fischsuppe zum Mittagessen zubereitet werden sollte. Als sie zum Treffpunkt im Wald zurückkamen, konnte man an den Gesichtern der Waldläufer ablesen, dass sie pilzlos geblieben waren. Ulrich war erstaunt, wusste er doch, dass Nadja und Aljoscha einen fein entwickelten Instinkt für Waldpilze besaßen. Wahrscheinlich war das Wetter zu lange zu trocken gewesen und die Pilze würden erst wachsen. Sie begegneten auch keinem Einheimischen, der am Strassenrand Pilze feilgeboten hätte.

So fuhren sie denn ohne Aussicht auf eine Pilzsuppe zurück. Ulrich begab sich in die Pension, konnte an Fisch nicht mehr denken.

Auf der Baustelle herrschte nach der Wanderung Tatendrang. Nadja rüstete Gemüse, Aljoscha, wieder genesen, und Iwan nahmen die Omule aus und schnitten sie in Stücke, Verena beschäftigte sich mit der Feuerstelle, Nikita holte am Ziehbrunnen im Dorf Wasser. Die dreihundert Meter legte er natürlich nicht zu Fuss zurück. Am Brunnen bemerkte er einen vorbeifahrenden Kühlwagen, hielt ihn an und erstand Moroschenoje - Eis. So lutschten denn alle an ihren Eisstengeln, während die Ucha auf dem Feuer garte. Offenbar bedurften die Männer dieses Zuckerstosses, um sich aufzuraffen, die mörderisch stinkenden, von Myriaden Fliegen heimgesuchten Fische endlich vom Dachboden zu holen. Eilig stopften sie das Zeug in Eimer und schütteten es in den Abfallschacht. „Jetzt ist Michael Sawjeljewitschs Grube würdig eingeweiht“, kicherte Aljoscha. Der sonst so wortkarge, zurückhaltende Nikita Anatoljewitsch geriet vor dem Lagerfeuer ins Erzählen. Ob die Vorfreude, dass er am nächsten Abend seine Frau und die beiden Buben, für die er im Dorf ein kleines Geschenk gekauft hatte, seine Zunge lösten? Er schilderte den Zuhörern, wie er im Winter mit den beiden Hunden tagelang auf Pelzjagd ging. Die Einsamkeit in der Natur schätzte er über alles. Und er war ein passionierter Jäger. Vor allem jagte er, des Pelzes wegen, Eichhörnchen. Die Hunde mussten sie aufscheuchen und auf die Bäume treiben, von wo er sie mit einem gezielten Kopfschuss herunterholte. Man musste, so erklärte er, unbedingt das Hirn treffen. Sonst würden sich die Tiere in den Ästen festkrallen und fielen nicht herunter. Auch der Pelz würde an Wert verlieren, wenn er ein Loch habe. Das Fleisch erhielten die Hunde zum Dank für ihre Arbeit.

Iwan ergänzte: „Nikita ist der beste Schütze von Kischinga. Noch nie hat er sein Ziel verfehlt.“

„Die Pelzjagd hilft mir, meine Familie durchzubringen, fuhr dieser fort. Der Pelzhandel ist einträglich, aber die Händler sind wählerisch, die Polizei passt auf, wer was jagt. In Burjatien muss für jede Tierart ein Patent gelöst werden. Ich halte mich streng an die Bestimmungen, denn, käme es aus, dass ich etwas Unerlaubtes erlegt habe, würde mir sofort das Patent entzogen und ich wäre ruiniert. Das beste Geschäft“, fügte er bei, „ist allerdings die Drüse einer seltenen Moschusziege. Sie wird mit einem Stück Pelz aus dem Fell geschnitten, in ein hölzernes Kästchen gehängt und an der Luft getrocknet. Das Kästchen muss mit Tüll gedeckt werden, damit die Fliegen nicht an die Drüse kommen können. Wenn der Trocknungsprozess abgeschlossen ist, kommt ein Deckel auf

das Kästchen. Die Chinesen halten die Drüse für ein Aphrodisiakum und zahlen sehr viel Geld dafür. Leider kommt einem nur selten ein solches Schaf vor das Korn.“ Nikita liess die Frage offen, ob er auch für die Jagd auf dieses Tier ein Patent gelöst habe.

Ob er mit einem Zielfernrohr schieesse, wollte Aljoscha wissen, den der Kopfschuss der Eichhörnchen tief beeindruckt hatte.

„Wieso ein Zielfernrohr? Ich habe doch gute Augen. Das Zielfernrohr bringt überhaupt nichts. Wenn ihnen im Wald die Flinte mit diesem Ding darauf an einem Ast hängenbleibt, verschiebt es sich, ohne dass sie es merken. Dann schieessen sie garantiert daneben.“

Die Frauen gingen schwimmen und nach schönen Steinen tauchen. Iwan und Aljoscha taten es ihnen für ein paar Züge gleich, legten sich dann in den Sand, um zu schlafen. Wahrscheinlich war die letzte Nacht kurz und ‚feucht‘ gewesen. Vom See her wehte die auffrischende Brise immer heftiger und die Kühle weckte die Schläfer, die nun zusammen mit den Frauen den Strand abwanderten, der sich über viele Kilometer hinzog.

Iwan erzählte, wie er sich vor der Ankunft der Schweizer in Kischinga gefürchtet habe. Jetzt müsse er darüber lachen, habe gelernt, dass sie Menschen seien wie alle andern, dass sie sogar russisch sprächen, nicht zickig seien, das Land liebten und dies auch zeigten. Auch habe er sie als praktisch denkende, zupackende Reisegefährten erlebt.“

Plötzlich standen sie vor einem Schlagbaum. Zwei Aufseher notierten die Kontrollnummern aller Fahrzeuge und die der Führerscheine. Neben dem Schlagbaum standen grosse Abfallkörbe. Leere Flaschen lagen fein säuberlich zu Pyramiden aufgeschichtet im Sand. Es war erfreulich zu sehen, dass zumindest der Versuch unternommen wurde, des Abfallproblems Herr zu werden.

Ulrich hatte mit der Burjatin ausgehandelt, dass sie zum Nachtessen für ihn und seine Begleiter ein Huhn schlachte. Die ganze Gesellschaft sass in der geräumigen Küche und freute sich über die Abwechslung auf dem Speisezettel, ausser Iwan, der kaum ass. Litt er unter den Folgen seiner Fischsuppe oder war er in der Phantasie bereits bei seiner Frau und nahm an den Vorbereitungen für das Hochzeitsfest teil? Er erkundigte sich beim Burjaten mit etwas matter Stimme, die ihm sonst nicht eigen war, über Preise für Schafe und Schweine. Als Aljoscha ihn foppte und fragte, ob er denn hier eine Vieherde einkaufen wolle, antwortete er kurz und bündig:

„Für die vielen Gäste, die wir an Semjons Hochzeit bewirten müssen, lohnt es sich schon, das Fleisch günstig einzukaufen.“

Glücklicherweise kam kein Handel zustande. Ulrich dachte mit Entsetzen an die Aussicht, mit den Füßen auf toten Schweinen und Schafen nach Ulan Ude zurückfahren zu müssen.

Der Verdauungsbummel war der letzte am Baikäl. Immer noch kamen Ausflugs-touristen an. Es wurden Zelte aufgestellt, Feuer entfacht, Gitarren bespielt, Lieder gesungen und Ghettoblaster aufgedreht. Einfach machten es sich die Leute. Da stand nicht viel Geschirr herum, wie wenn westeuropäische Camper reisen und ihren Lebensstil im Grünen unter erschwerten Umständen weiter pflegten. Es ging vor diesen Zelten zu und her wie auf der Tschaika. Ein Teller, ein Glas und ein Löffel musste für zwei, drei Personen reichen.

Verena und Ulrich sprachen über die russische Alltagskultur. Sie war ungemein elementar. Ein Service bestand aus irgendwelchen Tellern, Gläsern, Tassen, Gabeln, Löffeln, allenfalls ein paar Messern, wobei es völlig nebensächlich war, aus welchem Material, mit welchen Dekors, ob die Dinge zusammenpassten oder

nicht. Wer ein Gericht nicht auf seinen Teller schöpfen mochte, griff ungehemmt mit der Gabel oder dem Löffel in die Schüssel – oder, wenn die Konsistenz der Esswaren es erlaubte, mit den Fingern. Und dies nicht nur auf dem Campingplatz.

Das Abwaschen des Geschirrs geschah eher symbolisch, als auf Sauberkeit ausgerichtet. Ob daheim oder unterwegs - alles war schmierig, weil das Fett bei der praktizierten ‚Hinein-hinaus-Methode‘, meist mit kaltem Wasser und immer ohne Geschirrspülmittel, am Geschirr haften blieb. Abgetrocknet wurde nicht. In den Dörfern und auf den meisten Datschen gab es kein fliessendes Wasser, sondern bestenfalls einen eigenen Ziehbrunnen im Hof, so dass man in kleinen Becken so lange spülte, bis das Wasser die Konsistenz eines Eintopfs hatte. Nadja und Aljoscha hatten sich auf ihren Schweizer Reisen von Verena inspirieren lassen, dass mit Spülmittel gewaschenes und abgetrocknetes Geschirr hübscher aussieht als solches mit Kalkflecken, hatten sich sogar Tücher zum Abtrocknen zugelegt. Weil aber auch bei ihnen der Abwaschprozess minimiert war, verlangten diese binnen kurzem nach der Waschmaschine und man liess das Abtrocknen besser bleiben. Problemlos wurde auch die Hundeschüssel damit ausgerieben – der Schnauzer gehörte ja zur Familie.

Noch ärger verhielt es sich mit den Toiletten. Hier, am Strand, waren schon gar keine vorhanden. Sonst war das „Häuschen“ aus Holz mit Loch im Boden die beste Lösung. Darin gab es wenigstens keine Hygieneprobleme, ausser wenn jemand zuviel getrunken hatte und nicht ruhig kauern konnte. Unbeschreiblich waren die Toiletten in Wirtshäusern und öffentlichen Gebäuden: das in den Boden eingelassene Auffangbecken mit zwei Tritten für die Füsse oder Schüsseln ohne Brille, auf die sich niemand setzen konnte, weshalb rund um die Klos ein See mit Inseln aus nassem Papier anzutreffen war. In letzter Zeit war es allerdings spürbar geworden, dass Russen häufiger ins Ausland reisen konnten und begannen, Ansprüche zu stellen. In der Eisenbahn wurde das WC dann und wann, in Privatzügen sogar regelmässig, gereinigt, in einigen Restaurants waren Schüsseln mit Brillen aufgetaucht, da und dort sogar Klosettpapier und Seifen, um die Hände zu waschen. Bis zu den unterirdischen Palästen von Toilettenanlagen in Schweizer Gaststätten, die meistens wesentlich stilsicherer ausgestaltet sind als die Speisesäle, war allerdings noch ein weiter Weg zurückzulegen. Aljoscha hatte die Schweizer letztes Jahr mit einem elegant gestalteten Badezimmer und einer schicken Toilette überrascht. Das war eine Frucht seiner Reisen in die Schweiz. Ulrich erinnerte sich noch gut an die fünfziger und sechziger Jahre in Italien und Frankreich. Es war dort kein bisschen besser gewesen als heute in Russland. Auch die Hygiene ist eine Frage des Wohlstands.

Verena war überzeugt, dass das Fehlen des Hygienebewusstseins auch mit der Erziehung der Kinder zu tun hatte. Sie verbrachten sehr viel Zeit in Krippen, Tagesschulen, Schulinternaten und Ferienlagern, wo sie von wenig Personal betreut werden mussten und wo oft die Dienstpläne es nicht erlaubten, der Sauberkeitserziehung und der Pflege einer gewissen Hygiene die erforderliche Beachtung zu schenken. Andererseits konnte man in einer dicht besetzten U-Bahn fahren - niemand roch nach Schweiss. Man konnte die Russen keinesfalls als schmutzig bezeichnen. Der Dusche und der Banja sprachen sie fleissig zu. Wenn es ans Schlafen ging, merkte man, dass sich die Russen von Kindsbeinen an gewohnt waren, überall hinzuliegen, wenn sie schlafen wollten. Es machte ihnen nicht das Geringste aus, in Michael Sawjeljewitschs Garage zu nächtigen. Ja, sie fanden es sogar komisch und wohl gar dekadent, dass die verweichlichten Westler nach einer ansprechenden Schlafgelegenheit verlangten. Glücklicherweise hatte auch Nadja etwas mehr Komfort gewünscht und selbst

nach einer ästhetisch befriedigenderen Lösung Ausschau gehalten, sonst wären Verena und Ulrich wohl jeden Tag aufs Korn genommen worden.

Der schweigsame, überaus pflichtbewusste und sympathische Fahrer Nikita hatte für seine Kindern im Dorf kleine Geschenke erstanden. Darauf angesprochen, zeigte er Ulrich mit strahlenden Augen zwei winziges Autos, die man dank einer eingebauten Feder aufziehen und über den Boden fahren lassen konnte. Die Zeiten kamen ihm in den Sinn, wo er seinen Buben weiss Gott was für ausgefallene und teure Spielsachen nach Hause gebracht hatte. Ihre Kinderzimmer glichen einem Spielwarenladen. Waren sie glücklicher gewesen als die beiden kleinen Kischingesen? Wohl kaum.

Nadja hatte es bei dem Burjaten so gefallen, dass sie gleich sechs Betten für ihren Sohn Petja die Tochter Warwara und die Theaterkompanie buchte, damit sie nach der Hochzeit in Kischinga hier noch zwei, drei Tage ausruhen könnten. Als sie dann Petja vor seiner Abreise mit sichtlichem Stolz über diese Reservation orientierte, schimpfte er und verstand nicht, wie sie auf die Idee hatte verfallen können:

„Wir werden im Auto schlafen oder den Schlafsack in den Sand legen, statt einen Haufen Geld für ein unnötiges Bett auszugeben.“

Seine Einsicht würde sich im Nachhinein einstellen: Als die jungen Leute in Encheluk weilten, regnete es ununterbrochen und sie mussten nach der ersten Nacht die Flucht nach Hause antreten, denn die Pension des Burjaten war besetzt.

Baikal-Nowosibirsk

Um neun Uhr früh wurde der Bauplatz aufgeräumt, die Gruppe reiste nach Ulan Ude zurück. Nikita wählte die besser ausgebaute Route durch das Delta. Bei Treskowa befuhr der UASik eine Fähre, die nach dem gleichen Prinzip funktionierte wie die in Ust Bargusin. Am andern Ufer stand ein bulliger, japanischer Geländewagen der Luxusklasse und daneben - Mischa. Er war auf dem Weg nach Encheluk, um den Fortschritt der Bauarbeiten an seiner Datscha zu begutachten und die Handwerker zu kontrollieren. Man wünschte ihm viel Erfolg bei der Vollendung seiner Residenz an der Baikar-Riviera und viele schöne Stunden dort im Kreis seiner Familie und Freunde. Natürlich blieb unerwähnt, dass drei Gäste eine andere Herberge der seinen vorgezogen hatten.

Auf der breiten, neu asphaltierten Hauptstrasse Irkutsk-Ulan Ude-Tschitta kam der UASik zügig voran. Nach zwei Stunden stand die Gruppe wieder vor Oxanas gemütlichem Haus. Zusammen mit einer ihrer Töchter hatte sie ein schmackhaftes Abschiedsessen bereitet - ohne Ucha! Aljoscha heizte die Banja ein, damit sich alle den Staub vom Kopf waschen konnten, denn im Haus gab es immer noch kein warmes Wasser. Froh, seine Schützlinge heil in andere Hände übergeben zu können, verabschiedete sich Nikita und fuhr den staatseigenen UASik wieder nach Kischinga zurück.

Iwan Iwanowitsch brachte die Schweizer und Nowosibirsker in seinem baufälligen Wolga zum Bahnhof. Ihr Zug fuhr zwar erst zwei Stunden später, aber Ulrich und Aljoscha baten ihn, die beschwerliche Heimfahrt sofort anzutreten, damit er vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sei, wenn er schon nicht bis morgen früh warten wolle. Hätte er nur Oxanas Einladung, bei ihr zu übernachten, angenommen! Viel später erfuhr Verena, dass er unterwegs eine Fahrwerkspanne hatte und am Strassenrand im Auto übernachten musste.

Ulrich schenkte Iwan zum Abschied sein Mehrzweckmesser mit Klinge, Säge, Schraubenziehern und Zange, das er ihm unterwegs mehrmals hatte ausleihen müssen. Tränen kullerten aus seinen Augen: er freute sich wie ein kleines Kind über dieses praktische Geschenk und bat, ihm bei nächster Gelegenheit drei weitere davon für seine besten Freunde zukommen zu lassen, gegen Bezahlung natürlich.

Aljoscha versuchte, die Fahrkarten für das gebuchte Viererabteil gegen Erstklassplätze umzutauschen - ohne Erfolg. Der Zug führte keinen Erstklasswagen mit. Man sah dem blitzsauber geputzten Wageninneren gleich an, dass eine private Firma dafür verantwortlich war, die das Personal besser bezahlen und deshalb auch mehr von ihm verlangen konnte, als die Staatsbahn. Der Wagon schien tagsüber an der sengenden Sonne gestanden zu haben. Die Hitze verschlug den Einsteigenden fast den Atem. Schnell wollte Ulrich im Abteil das Fenster öffnen, doch klemmte es. Die Djeschurnaja rief einen Handwerker. Er erschien in wenigen Minuten, ausgerüstet mit einem Geissfuss und einem Blechschild mit aufgemalter Nummer, das normalerweise aussen am Wagen zu hängen pflegte. Mit dem Eisen zog er den hölzernen Fensterrahmen zwei Zentimeter von der Scheibe weg, schob das Blechschild in den Spalt - und das Fenster liess sich öffnen. „Nun nur nicht mehr ganz schliessen!“, riet er, zog das Schild heraus, um es wieder am Wagen zu befestigen, und empfahl sich.

Oxana Alexejewna hatte ihre Gäste reichlich mit Proviant versehen. Für Wodka, Schampanskoe und Mineralwasser war auch gesorgt. Aljoscha versuchte wieder einmal, die Schweizer in das wichtigste russische Kartenspiel einzuführen. Es hat gegenüber dem Schweizer Schieber jedoch derart chaotische Spielregeln, dass sie es nicht richtig beherrschen lernten. Allerdings gelang es auch nicht, die Russen mit dem Schieber vertraut zu machen. Sie fanden die Zahlenhuberei eigenartig, der sich die Gäste da beflissen.

Als Ulrich Verena vor dem Schlafengehen in die Raucherzone begleitete, diskutierten sie miteinander, wie komplex die Verständigung zwischen zwei Kulturkreisen trotz jahrelanger Freundschaft und guter Sprachkenntnisse doch sei. Das Kartenspielen und das Lösen von Kreuzworträtseln, das Verena nicht ohne Erfolg versucht hatte, bewiesen, wie unendlich langsam sie und sicher auch die Russen Fortschritte im gegenseitigen Verständnis machten. Nicht nur die Erziehung und, wahrscheinlich seit Decartes Zeiten, ja seit der Renaissance, die Weltanschauung war anders. Die Art und Weise etwa, wie im Kreuzworträtsel gesuchte Begriffe umschrieben werden, deutete darauf hin, dass die Denkweisen verschieden und die Schnittflächen der semantischen Felder der Wörter oft sehr klein waren.

„Du wirst sehen, dass uns Iwan, wenn er seine Messer erhält, nie dafür danken wird. Auch unsere Freunde in Novosibirsk, Petersburg und Kiew sind so. Sie jammern am Telefon, man schreibe ihnen nie, doch eine Antwort bekommst du nicht, wenn du geschrieben hast. Und schickt man Kopien der Reisefotos, muss man schon mal nachfragen, ob sie angekommen seien. Damit habe ich noch heute echt Mühe.“

„Es ist im Grunde genommen wie mit der Beziehung zwischen Mann und Frau“, fand Verena. „Eine lebenslange Beschäftigung damit, sich einander anzunähern, einander zu verstehen, den andern so zu achten, wie er eben ist. Man tut es Jahrzehnte lang und bleibt einander doch immer ein Stück weit fremd.“ Ulrich, der sich viel mit der Arbeitsweise des Gehirns und dem Funktionieren des Gedächtnisses, mit konstruktivistischer Lernpsychologie und Pädagogik beschäftigt hatte, pflichtete ihr gern bei.

„Wir sind dazu verdammt, immer wieder Vor-Urteile, in uns gewachsene Bilder überarbeiten zu müssen. Nur so gewinnen wir die Fähigkeit, uns dem Andern, Fremden, Neuen zu öffnen. Leicht ist die Arbeit nicht, ist wie Rosen schneiden oder Brombeeren ernten. Man erhält viel Schönes und Gutes, doch es ist eine stachelige Angelegenheit.“

In der Nacht war erfrischender Regen gefallen. Nun lag Nebel über der Landschaft, der sich unter der sengenden Sonne rasch auflöste. In der Nähe der Stadt Zimà fuhr der Zug durch eine wahre Mondlandschaft. Irgend etwas wurde hier im Tagbau gefördert. Dann tauchte eine gigantische Fabrik auf, von der nur noch Ruinen, ausgebrannte Hallen, eingestürzte Dächer dastanden, wie wenn sie bombardiert worden wäre.

„Aljoscha“, lachte Ulrich und zeigte mit dem Finger auf die Ruine, „diese Fabrik ist aber sicher schon vor der Wende verlassen worden.“

Der Angesprochene erinnerte ihn an das, was er schon auf der Hinfahrt erzählt hatte, nämlich dass eine geschlossene Fabrik von der ganzen Umgebung sofort als Baumaterialzentrale ohne Kasse angesehen und aller brauchbaren Elemente entledigt würde. Dann fuhr er fort:

„Glaube mir, das war zur Sowjetzeit nicht so. Gerade entlang den Hauptstrassen und Bahnlinien, wo die Verkehrserschliessung gut war und man den Bürgern ein gutes Erscheinungsbild des Landes vermitteln wollte, gab es das nicht. Dass die Betriebe oft nicht rentierten, was immer das damals bedeutet haben mochte, weil die Maschinen veraltet waren, zu viel Energie verbraucht und an den Bedürfnissen der Abnehmer oft vorbei produziert wurde, ist eine andere Sache. Immerhin sorgten sie für Arbeitsplätze, Wohnungen, Kinderkrippen, Ferienlager, und manche führten sogar eigene Kliniken für die Belegschaft. Bei euch rentieren die Fabriken, weil man das überflüssige Personal entlässt und die Aufgabe, für es zu sorgen, dem Steuerzahler überbürdet, während die Bosse in Saus und Braus leben. Ist das denn etwa das zukunftsweisende Modell, Ulrich? Ich weiss, dass das kommunistische wegen der Natur des Menschen versagt hat, weiss auch, wie viele Millionen Menschenleben seine Umsetzung gekostet hatte. Nur: Wer erzählt über die Opfer an Menschen und an ökologisch stabilen Systemen, welche Euer Kapitalismus und Kolonialismus fordert?“

Ulrich schwieg betreten. Natürlich hatte Aljoscha recht. Der Zynismus Stalins und der der Grosskonzerne und Superreichen gründeten auf dem gleichen Defekt: grenzenloser Durst nach Macht und völlige Menschenverachtung.

Das Gespräch stockte. Dann, nach einiger Zeit, kam Aljoscha auf Iwan Iwanowitsch zu sprechen. „Stellt euch vor: Vier Jahre ist's her, seit der gehört hatte, dass in der Gegend von Wladimir Traktoren zu einem besonders günstigen Preis an Bauern verkauft wurden. Er verschaffte sich eine Bestätigung, dass er Bauer sei, reiste nach Westrussland und kaufte einen solchen Traktor. Tatsächlich kam die Maschine per Bahn nach Ulan Ude, wo er sie abholte und mit ihr den weiten Weg nach Kischinga unter die Räder nahm. Jetzt leben vier Familien von diesem Traktor, den ihr im Garten von Iwans Bruder habt stehen sehen. Er pflügt, eggt, mäht, erntet Heu, schleppt Holz aus dem Wald, transportiert Waren für den ganzen Clan. So ein Mensch ist Iwan Iwanowitsch. Er selber braucht den Traktor am allerwenigsten. Der würde noch sein letztes Hemd hergeben, wenn ein anderer fröre.“

Von Nadja hörten Verena und Ulrich einiges über Oxanas unglückliche Ehe mit Michael Sawjeljewitsch. Wie beide vermutet hatten, war er ein richtiger Samodur, ein Tyrann. Zudem hatte er sich wie so viele Russen eine Freundin zugelegt und seiner Frau die Beziehung verheimlicht. Als sie davon erfahren hatte, verfiel sie in eine Depression und begab sich in eine Psychotherapie, die

ihr Selbstbewusstsein weckte. Sie drohte Mischa, sich scheiden zu lassen und ihn aus dem Haus zu jagen, wenn er sich nicht von seiner Freundin trenne. Er versprach ihr Besserung, aber sie blieb misstrauisch, ging auf Distanz begann, ihr eigenes Leben zu leben, liess ihr Gesicht straffen und sich keramische Zähne an die Stelle der sowjetischen Goldkronen setzen. Trotz allem pflegte sie Mischas Eltern, die im Haus lebten und schon recht hinaufällig waren. Er habe nun Angst, sie werde ihn verlassen und versuche, sie zurückzuerobern. Immerhin begleitete er sie zum ersten Mal seit sieben Jahren in die Ferien – an den Baikalsee.“

Viel zu reden gab diese Baikalseereise. Aljoscha, Nadja und Verena hatte es auf Maly Uschkani bei den Robben am besten gefallen, Ulrich in der Bucht beim Flüsschen Kedrowaja. Verena sagte, der Fischereiaufseher habe ihr beim Verlassen jener Bucht fast erleichtert mitgeteilt, dass sie unter einem guten Stern gestanden hätten. Die schlagartig wechselnden Windverhältnisse in dieser Region seien nicht zu unterschätzen, und es sei nur selten möglich, dort vor Anker zu gehen und gar so lange zu bleiben. Er hatte ihr seinen Schiffsatlas gezeigt, wo in den Karten die Windverhältnisse übers Jahr für jeden Küstenabschnitt eingetragen waren.

Weil die Vier alle langsam genug von der Verpflegung mit improvisierten Mitteln hatten, beschlossen sie, das Abendessen im Speisewagen einzunehmen. Es gab Tomaten- und Gurkensalat, Borschtsch, Schweinefleisch, Würstchen, gebratene Kartoffeln, alles in anständiger Qualität. Dazu tranken sie eine Flasche eiskalten Wodkas - eine Rarität in den Gastbetrieben des Wodkalandes, wo er in aller Regel brühwarm serviert wird - und zwei Liter Mineralwasser.

Gegen 21 Uhr näherte sich der Zug Krasnojarsk, der Aluminium- und, gemäss Berichterstattung in der „Voice of America“: Ganovenstadt. Ulrich kam aus dem Staunen nicht heraus. Keine endlose Abfolge verrottender Maschinen, Kräne, verfallender Fabriken. Man meinte, sich einer westlichen Stadt zu nähern. Gepflegte Felder und Wiesen, herausgeputzte Datschen, ordentliche Lagerplätze, wo Holz, Schienen und Anderes säuberlich aufgestapelt und Lastwagen in Reih und Glied parkiert waren. Er sah gut unterhaltene Baumaschinen und einen Hafen, wo die Schiffe ordentlich in Reih und Glied vertäut waren wie in Deutschland. Wer war wohl schuld an dieser Situation? Der Gouverneur? Der zwielichtige Boxsport- und Aluminiumkönig Bykow, der zur Zeit gerade im Gefängnis sass?

Auch der Bahnhof war frisch gestrichen, die Nebengebäude waren sauber; es lag nicht überall Rumpel herum, wie an so vielen Bahnhöfen Russlands.

Die Nacht war dank neueren Rollmaterials, das nicht kreischte, quietschte und krachte wie ein Ungeheuer, ruhiger als auf der Hinfahrt, so dass alle gut schliefen. Nur das angenehm gedämpfte, für die russischen Bahnen so typische tätätätäm, tätättätäm der mit vergleichsweise niedrigem Tempo über die Schienenstösse rollenden Fahrgestelle in die Kabinen dringen liess, das einen wunderbar in den Schlaf wiegen und von der Unendlichkeit dieses Landes träumen lassen konnte.

Ulrich kam auf seine gestrigen Eindrücke von Krasnojarsk zurück. Nadja, Verena und Aljoscha fanden, das sei alles nur Einbildung gewesen. Die Dämmerung habe die Stadt sauberer erscheinen lassen, als sie war. Ulrich war da keineswegs sicher. So dunkel war es nun auch wieder nicht gewesen, als sie durch die Vororte fuhren. Getrunken hatte er auch nicht viel. Offenbar fühlten sich die Freunde etwas gekränkt, weil er die Bemerkung hatte fallen lassen, nicht einmal Nowosibirsk sei so ordentlich wie diese Stadt - wenigstens entlang der Bahnlinie. Punkt elf hielt der Zug in Nowosibirsk, wo Petja die Gruppe hätte abholen sollen. Er war aber nicht da. Aljoscha ging telefonieren und nach einer halben Stunde

atmeten alle im klimatisierten Mercedes auf. 42 Grad habe man hier gestern gemessen, behauptete Petja. Wahrscheinlich hatte er ein paar Grad hinzu gedichtet, aber heiss war es immer noch. Auf der Fahrt schimpfte er über die Hochzeit seines Freundes Semjon mit der Schauspielerin: „Nichts als Theater. Die war noch nie in einer Kirche drin, hat keine Ahnung von der Symbolik dessen, was da geschieht, und muss kirchlich heiraten, weil sie das theatralisch findet. Wir müssen alle nach Kischinga fahren, nur um uns diese Komödie mit anzusehen.“

Man merkte, dass Petja der Auserwählten seines Freundes keinen Reiz abgewinnen konnte. Sie war wohl nicht, wie seine Frau Nina, eine Intellektuelle, sondern eben Schauspielerin - und offenbar eine gute.

Galerist Baltensberger hatte seinen Kunden an Ariane Rastignac verloren. Nun sass er in der Savoy-Bar an der Lapislazuli Theke und hörte sich von einem andern mit vorgetäuschem Interesse die Schilderung des Geburtstagsfests an, das jener geboten hatte. Es sei das verrückteste gewesen, was er in letzter Zeit erlebt hätte. Can-can-Tänzerinnen, ein unerhört eindrücklicher Illusionist, ein alternatives Cabaret und eine zwölköpfige Band seien engagiert worden. Der Champagner sei in Strömen geflossen, das Buffett habe alle Rekorde geschlagen. Sogar eine 1,5-Kilodose iranischen Kaviars sei darauf gewesen, frisch eingeflogene Austern, alles Belons Nr. 0, wirklich geil, das Ganze. Die Villa sei aus den Nähten geplatzt, weil so viele Leute gekommen seien - tout Zurich. Nach dem Buffett habe es zum Entsetzen einiger Damen Känguruh-Côtelettes gegeben und das Dessertbuffet dürfte viele Geladenen in der darauffolgenden Woche zu Hungerkuren gezwungen haben. Ob er, Baltensberger, schon wisse, dass Bankier Hirsch mit der Chefsekretärin seines Konkurrenten Lombard gehe? Die sei in einem Kleidchen gekommen - umwerfend, das heisst, vor allem sie war umwerfend mit ihren kecken Brüsten in der Luft und dem schönen Po, den man durch den Chiffon bewundern konnte. Um Mitternacht habe es einen Schwarz-Weiss Strip gegeben mit echtem Akt, und dann sei erst so richtig die Hölle los gewesen. Die Street-Parade war nichts dagegen.

Baltensberger versuchte, vom Thema wegzukommen und verwickelte seinen Kunden in ein Gespräch über dessen geplante Ferienreise in die Karibik. Er war kein Partygänger und musste sich immer in acht nehmen, nicht zuviel zu trinken, wenn er einen solchen Anlass nicht umgehen konnte. Seine bissigen Kommentare über die Beautiful People gingen ihm unter Alkoholeinfluss zu locker über die Zunge. Jedenfalls war er froh, nicht hingegangen zu sein und hätte sich die Schilderung des Kunden gerne erspart. Doch das durfte der andere keinesfalls spüren.

Alexejs Schwester Jekaterina Wladimirowna hatte Geburtstag. Verena buk ihr zu Ehren einen Zopf, der wunderschön aufging. Während das Gebäck auskühlte, packten sie und Ulrich ihre Koffer und fuhren ein letztes Mal in die Stadt, um Abschied zu nehmen. Zum Geburtstagsfest erschien eine bunte Schar gemeinsamer Bekannter, so dass die Küche, um deren für sechs Personen bestimmten Tisch problemlos deren vierzehn Platz fanden. Vrenis Zopf war im Nu verschwunden; der Wodka aus einer zwei Liter fassenden Flasche ging langsam zur Neige, als sich Ulrich und Verena zur Ruhe legten, um noch zwei Stunden zu schlafen, denn um vier Uhr war Tagwache. Der Abflug war um sechs Uhr fünfzehn und der Flughafen lag, wie alle in der ehemaligen Sowjetunion, weit ausserhalb der Stadt. Bei der Gepäckaufgabe gab es trotz Ulrichs Vorkehrungen wie jedes Mal Schwierigkeiten mit dem Übergewicht. Die Beamtin am Schalter wollte Geld und keine Quittung des Transaero-Büros. Das gehe sie nichts an. Der

Flughafen werde von einer Gesellschaft betrieben, die mit Transaero nichts zu tun habe. Ulrich liess sich das nicht gefallen und bat sie, ihren Vorgesetzten herbeirufen, der nach geraumer Zeit erschien und knurrend zugab, dass es sein Job sei, das Geld bei Transaero einzufordern, das die Schweizer dort nachweisbar einbezahlt hatten. Ein für Russland so typisches Problem: Jeder, der für irgend eine Leistung irgend eines Erbringers Geld kassierte, hielt es für *sein* Geld und hatte Mühe damit, dem Berechtigten das ihm Zustehende zukommen zu lassen. Zu allem hin hatten die beiden Reisenden noch drei Kilo Übergewicht mehr als sie vorab bezahlt hatten. Die erliess ihnen die mürrische Dame hinter dem Schalter um nichts in der Welt. Es sei ihr verziehen, denn wer ist schon morgens um vier in entspannter Verhandlungslaune? Ulrich, ebenfalls noch nicht in bester Stimmung, ging zur Kasse und bezahlte 90 Rb nach. Dann endlich bekam er die Platzkarten. Immerhin gestattete ihm der Mann, der das Gepäck auf die Waage legte, die Reisetaschen mit ins Flugzeug zu nehmen. So musste er sie wenigstens nicht, wie die meisten Leute rundherum, mit Klebeband umwickeln oder für 10 Rb in den Automaten stecken, die sie in einen Plasticsack einschweisste. Partir, c'est mourir un peu. Wie immer flossen beim Abschied Tränen. Wie jedes Jahr war der Aufenthalt bei Nadjeschda, Alexej und ihrem Clan, war die Reise ein grosses Erlebnis gewesen. Wann würde man sich wieder sehen?

Und frei

Drei Tage hatte Ulrich Zeit, um sich wieder an das Leben in der Zwinglistadt zu gewöhnen, was ihm diesmal besonders schwer fiel.

Ihm stand ein Kongress seiner Stiftung bevor, an der ein berühmter amerikanischer Stomatologe auftreten sollte. Er hasste solche Veranstaltungen grundsätzlich und die äusserst langweiligen, zahnmedizinischen ganz besonders. Der Referent bezog zehntausend Dollar Honorar zuzüglich Flugkosten und Unterbringung im Fünfsternehotel Savoy. Am Vorabend musste ihn Ulrich abholen und mit einem Aperero an der Lapislazulitheke, die der Amerikaner nicht beachtete, willkommen heissen. Es handelte sich um einen richtigen Spezialisten, der über fast nichts fast alles wusste und im Gespräch wenig hergab, so dass Ulrich froh war, als er nach einer halben Stunde erklärte, er sei müde und möchte sich auf sein Zimmer begeben.

Der Kongress verlief pannenfrei. Der Fachmann zeigte sechshundertvierzig Dias; der Verwaltungsrat war zufrieden mit der Veranstaltung.

Die Lapislazuliplatte hatte den Mangel an Aufmerksamkeit so gleichmütig hingenommen, wie so viele hundert nichts sagende Gespräche anderer Gäste auch. Das Schicksal hatte sie in diese Bar verschlagen. Hier würde sie liegen, bis der für den nächsten Umbau verantwortliche Innenarchitekt mit der nächsten absolut neuen Idee kommen, sie entfernen und in die Schuttmulde werfen lassen würde.

Jossif arbeitete im Steinbruch als Wächter. Die Abbauarbeiten waren eingestellt worden. Es herrschte Winter. Unglaublich einsam waren seine Tage, aber auch schön, denn am Baikal herrschte im Winter meist klares Wetter. Um sich in seinem Wächterhäuschen, in dem der Kanonenofen gegen die durch alle Ritzen dringende Kälte ankämpfte, einen Zeitvertreib zu schaffen, hatte er sich von einem Bekannten Werkzeug ausgeliehen, mit dem er Stein bearbeiten konnte. Er schnitt, stach und schliff Lapislazulieier, verschieden grosse Kugeln für eine Halskette, einen kleinen Bären, Aschenbecher und Schälchen, die er jeweils

sorgfältig versteckte, wenn er nach zwei Wochen abgelöst wurde, um die Arbeit wieder aufzunehmen, wenn er zurückkehrte. Im Sommer würde er an freien Tagen versuchen, die Gegenstände als Souvenirs an Touristen zu verkaufen, um für seine Mutter etwas Geld zu beschaffen, damit sie Medikamente und neue Kleider kaufen konnte. Auch für ihn selber würde vielleicht noch etwas abfallen. Im Januar froh der See zu. Jossif arbeitete etwas weniger oft an seinen Steinen. Dann und wann ging er auf den See fischen. Stahlblau wölbte sich der Himmel über der endlosen Eisfläche. Da und dort ragten Eisschollen in die Luft, welche der Druck in der meterdicken Decke hochgepresst hatte. Sie leuchteten in der Sonne wie Kristallglas.

Die Erinnerung an jene Platte, die er für einen unbekanntem Zweck aus dem Berg gebrochen, gesägt und geschliffen hatte, unbekanntem Schweiz geliefert hatte, war verblasst.

Epilog

Kriege sind sauber, wenn sie von Amerika oder Israel, schmutzig, wenn sie von Russland geführt werden. Die Unterdrückung ethnischer Minderheiten wird in Nord- oder Südamerika unter den Teppich gekehrt, bei Russland angeprangert, der mit der Produktion von Konsumgütern durch geknechtete Schwarzarbeiter in Amerika verdiente Dollar ist sauber, der auf vergleichbare Weise verdiente russische ist dreckig, die irrsinnige Verpuffung von Energie für Freizeitstädte wie Las Vegas und für unnötige Komforteinrichtungen ist in Amerika Anlass, das Abkommen von Kyoto zu kündigen, während Russland für seine Energieverschwendung in maroden Warmwasserleitungen und ineffizienten Fabriken getadelt wird, die Todesstrafe ist in Amerika tabu und wird den Russen als Sünde vorgehalten, der Umstand, dass in Amerika ein Drittel der Bevölkerung unter der Armutsgrenze lebt, ist kein Thema, während die Armut der russischen Bevölkerung die Kolumnen der Zeitungen füllt, ein amerikanischer Milliardär ist ein Ehrenmann, ein russischer ein Gauner, wenn die Wahlkampagne eines amerikanischen Präsidenten von der Ölindustrie bezahlt wird, ist das ein demokratischer Akt, wenn die Moskauer Oligarchen die eines russischen Präsidenten finanzieren, ist es ein Skandal, wenn die Amerikaner den Chinesen verbieten, ihr abgestürztes Aufklärungsflugzeug zu inspizieren, ist das unantastbares Recht, wenn die Russen die Amerikaner nicht an ihr gesunkenes U-Boot heranlassen wollen, ist es eine Schweinerei, wenn Amerikaner in Russland spionieren, dient es der Friedenssicherung, wenn die Russen in Amerika spionieren, zeigt es, dass sie immer noch das Reich des Bösen sind, wenn die Amerikaner Dresden, Hiroshima und Nagasaki bombardieren, Nordkorea zur Wüste schießen und Vietnam entlauben, liegt es im Interesse der Welt, wenn die Russen Grosny zerbomben, ist es eine Barbarei, wenn die Amerikaner die Taliban in Afghanistan etablieren, dient es geostrategischen Interessen, wenn die Russen gegen die tschetschenischen Rebellen sind, sieht man, was für ein aggressives Volk sie sind. Amerika ist gut. Präsident Bertolucchi ist Präsident Buschs Freund. Russland ist schlecht. Europa liegt dazwischen. Lapislazuli ist blau.